



Congratulations!

Lehrforschungsprojekt 2014 - 2016

You have completed the task...

Vermessen und Teilen

Praktiken und Diskurse des Teilens digitaler
Selbstvermessungsdaten

Your Statistics:



ECTS-Score
27 Points



blood pressure
140/90 mm Hg



pages written
128

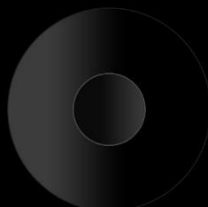


caffeine intake
600 mg p.d.

Share with your Friends!

Scientific Community

Universitätsbibliothek



Eberhard Karls Universität Tübingen
Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät
Institut für Soziologie
Lehrforschungsprojekt
Oktober 2014 bis März 2016
Leitung: Prof. Dr. Jörg Strübing

Vermessen und Teilen

Praktiken und Diskurse des Teilens digitaler
Selbstvermessungsdaten

AutorInnen

Kaan Atanisev

Lukas Dawgiert

Manuel Dieterich

Thomas Lauterwasser

Max Leckert

Matthias Leger

Alex Orłowski

Susanne Panzitta

Sebastian Steidle

Maria Tiede

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung: Das digitale (Mit-)Teilungsbedürfnis	3
2	Stand der Forschung – Praktiken und Diskurse der Selbstvermessung	8
3	Theorien und Methoden	17
3.1	Theorie	17
3.2	Methodisches Vorgehen	23
3.2.1	Fazit und Anschlussmöglichkeiten	31
3.2.2	Unsere Interviewpartnerinnen: kurze Charakterisierungen . . .	31
4	Datenteilen im Rahmen digitaler Selbstvermessung: Definitionen, Partizipanden und Diskurse	34
4.1	Selbstvermessung	36
4.2	Das Datenteilen	37
4.3	Partizipanden der Praktiken des Datenteilens	42
4.3.1	Menschliche Partizipanden: Selbstvermesser und kollektive Akteure	43
4.3.2	Technische Partizipanden: Apps, Artefakte und Infrastruk- turen	44
4.4	Diskursive Elemente in den Praktiken des Datenteilens	47
5	Legitimierungsstrategien	49
5.1	Datenschutzdiskurs und Interviewsituation	50
5.2	Kosten-Nutzen-Abwägungen	51
5.2.1	Monetäre Kosten	52
5.2.2	„Es gibt natürlich nix umsonst“: Daten/Werbung/Software als Kosten	54
5.3	Gesundheitsdiskurse und medizinische Diskurse	58
5.3.1	Formen der Thematisierung in den Materialsorten	59
5.3.2	Deutungsmuster medizinischer Diskurse	64
5.4	Entproblematisierungsstrategien	67

5.4.1	<i>Die da oben – Wir hier unten</i>	68
5.4.2	Die Kategorisierung von Daten nach unterschiedlicher Schutz- würdigkeit	74
5.4.3	Resümee	82
6	Motivationen von Praktiken des Datenteilens	85
6.1	„Ohne den mach ichs nicht mehr“ – die Convenience der Selbstver- messungsartefakte	87
6.2	„Vergleichen - Verbessern - Motivieren“ – Die motivationale Trias des Datenteilens?	95
6.3	„Es ist ja schon dazu da, zu zeigen wie toll man ist.“ – Imagepflege als Motivation des Datenteilens	103
6.4	Resümee	121
7	Schluss	124
8	Literatur und Quellen	130
8.1	Literaturverzeichnis	130
8.2	Medienquellen	140
8.3	Internetquellen	142
9	Anhang	145
9.1	Interviewleitfäden	145
9.1.1	Interviewleitfaden für NutzerInnen von Fitnessstudios	145
9.1.2	Interviewleitfaden für Personal von Fitnessstudios	148
9.1.3	Interviewleitfaden für Selbstvermessende	150
9.2	Transkriptionsregeln	153

1 Einleitung: Das digitale (Mit-)Teilungsbedürfnis

Wir posten, wir liken, wir sharen - solche Aktivitäten des Datenteilens sind fester Bestandteil des Alltags von Digital Natives geworden. Facebook, Instagram und Twitter etwa gründen ihren Erfolg darauf, dass User Inhalte mit anderen teilen. Die Verbreitung von Daten in und über Social Media ist durch die Verwendung technischer Infrastrukturen jederzeit möglich. Die Inhalte der Posts reichen von globalen Ereignissen bis hin zu individuellen Erlebnissen, wobei der Brandbreite der Inhalte scheinbar keinerlei Grenzen gesetzt werden. Aber nicht nur in diesem Bereich haben technische Neuerungen stattgefunden.

So haben sich auch die technischen Möglichkeiten der Herstellung quantifizierter Körperrepräsentationen vervielfältigt. Die Produktion von Daten über den eigenen Körper – an sich kein Novum – bezeichnen wir als Selbstvermessung. Darunter verstehen wir all jene Praktiken, bei denen der eigene Körper oder durch ihn erbrachte Leistungen in numerische Werte übersetzt wird: sich wiegen, die Zeit beim Joggen messen, anhand anderer körperlicher Daten den Kalorienverbrauch berechnen – all das fällt unter „Selbstvermessung“. Vor allem in den letzten Jahren bieten Unternehmen immer mehr Artefakte zur digitalen Selbstvermessung, wie Fitnesstracker oder Smartphone-Apps, an. So ist es z.B. möglich, die Route eines Laufes per GPS mit einem entsprechenden Gerät zu messen. Die Vermessung des Körpers ist dank der digitalen Hilfsmittel so einfach wie nie zuvor. Komplizierte Aufzeichnungen und Berechnungen, die per Hand und mit analogen Hilfsmitteln, nur mit großem Aufwand zu bewerkstelligen sind, werden durch Apps oder Fitnesstracker mit nur wenigen Knopfdrücken ermöglicht.

Die vielfältigen, auf solche Weise produzierten Daten, wie z. B. Ernährungs- und Schlafgewohnheiten, sportliche und kognitive Leistungen, werden dabei auf dem Gerät selbst gespeichert – aber auch auf Unternehmensserver oder in eine Cloud hochgeladen und damit anderen zugänglich gemacht. Des Weiteren ermöglichen es die technischen Neuerungen die gemessenen Daten über soziale Medien zu posten oder in App-internen Gruppen zu teilen. Wenig verwunderlich ist daher, dass seit kurzem auch auf sozialen Netzwerken standardisierte Posts zu sehen sind, die Laufergebnisse mitsamt Route, Durchschnittsgeschwindigkeit, Puls, Kalorienverbrauch etc. enthalten. Durch die Livetracking-Funktion kann der Läufer

sogar seinen Lauf in Echtzeit seinen Facebook-Freunden mitteilen. Diese können dann wiederum über die Kommentarfunktion die Läuferin motivieren. Doch selbst wenn die Selbstvermesserin nichts auf sozialen Netzwerken postet, werden durch die Nutzung technischer Vermessungsgeräte dennoch Daten generiert, gespeichert, in technischen Knotenpunkten gesammelt – und damit geteilt. Unternehmen, die diese Artefakte bereitstellen, können dementsprechend auf die Daten der Nutzer zugreifen. Die Nutzerin teilt dann also ihre digital generierten Daten mindestens mit dem Hersteller. Digitale Selbstvermessung ist demnach untrennbar mit dem Thema Datenteilen verbunden.

Spätestens seit den Enthüllungen des Whistleblowers Edward Snowden um die Praktiken der Datenausspähung und –Auswertung durch die US National Security Agency (NSA) im Juni 2013 sind Datensicherheit und Datenteilen Gegenstand intensiver öffentlicher Debatten. In den Leitmedien ist in diesem Zusammenhang vom „Gläsernen Patienten“, wie der Spiegel titelte (Der Spiegel(2015), Nr 50)^a, die Rede. Hier werden vor allem Fragen nach den Möglichkeiten des Schutzes privater Daten vor Missbrauch durch staatliche Institutionen aber auch seitens privater Firmen aufgeworfen. Das geschärfte Problembewusstsein zeigt dabei auch sehr reale Folgen. So klagte beispielsweise die Deutsche Verbraucherzentrale gegen die Nutzungsbedingungen von Facebook (Amann 2015). Auf der anderen Seite werden immer häufiger die Vorteile und Chancen gerade des Teilens von körper- und gesundheitsbezogenen Daten hervorgehoben. Insbesondere Krankenkassen integrieren die neuen Techniken zunehmend in ihre Angebote. So ermöglicht z.B. eine App der Techniker Krankenkasse, die Blutzuckerwerte von Diabetikern einfacher zu speichern und aufzubereiten, sodass diese in übersichtlicher Form auch dem behandelnden Arzt geschickt werden können (TK 2016). Auch die Europäische Kommission sieht in den neuen Entwicklungen das Potential, durch die Analyse der von Mobile-Health-App Nutzern erhobenen Datenmengen die Gesundheitsfürsorge zu steigern und Krankheiten besser vorzubeugen (Europäische Kommission 2014) Doch nicht nur auf kollektiver Ebene, auch für den einzelnen sind Apps und Fitnesstracker sehr attraktiv Sie versprechen die Verbesserung persönlicher Leistungen durch Messung und Vergleich: Fitter, stärker, schlanker – für viele ein Wert an sich, der keiner weiteren Begründung bedarf. Vor allem Apps sind leicht zugänglich, laden zum Spielen und Experimentieren ein; das schicke Fitnessarm-

band ist längst auch Lifestyleprodukt an sich. Die wohl offensivsten Formen von Selbstvermessung und Datenteilen finden sich unter Anhängern der Quantified-Self-Bewegung. Diese zeichnet sich dadurch aus, körpereigene Daten zu sammeln respektive zu tracken. Ihr Credo lautet: Self Knowledge Through Numbers, also die Selbsterkenntnis durch Zahlen.

Damit ist auch das Spannungsfeld des von uns beforschten Feldes abgesteckt: Dem individuellen und kollektiven Nutzen der neuen Möglichkeiten des Messens und Teilens von Körperdaten stehen wachsende Sorgen u.a. um den Verlust der Privatsphäre, des Rechtes auf informationelle Selbstbestimmung und der Gefahr des Datenmissbrauchs gegenüber. Sind die Daten einmal hochgeladen, steht es nicht in der Macht des Nutzers, sie zu verfolgen oder zurückzunehmen.

Die beschriebenen Entwicklungen finden auch in wissenschaftlichen Diskursen Resonanz. Insbesondere in Hinblick auf Big Data – also die großen Datenaggregate, welche durch das meist automatisierte Teilen von Daten z.B. mit Unternehmen und deren Speicherung in Knotenpunkten digitaler Infrastrukturen entstehen – lässt sich verstärktes Forschungsinteresse verzeichnen (vgl. u.a. Reichert (Hg.) 2014, Vormbusch 2015, Dolota/Schrage 2014, Dolata 2015, Stiegler 2015). Ungleich weniger Aufmerksamkeit hat hingegen das Alltagsphänomen digitaler Selbstvermessung erfahren. Stefan Selke beschreibt in seinem Buch „Lifelogging. Warum wir unser Leben nicht digitalen Technologien überlassen sollten“ (2014) Formen der Lebensprotokollierung – Lifelogging – zu denen er unter anderem auch jenes Phänomen zählt, das wir als Selbstvermessung adressieren. Hingegen nehmen Staiger et al. (2015) in ihrer pragmatistisch-praxeologisch angelegten Studie „Das vermessene Selbst. Praktiken und Diskurse digitaler Selbstvermessung“ dezidiert Praktiken digitaler Selbstvermessung in den Blick. Eine tiefere Auseinandersetzung mit der hier angerissenen Literatur erfolgt in Kapitel zwei. Zunächst soll es genügen, auf den Befund der Autorinnen zu verweisen, dass Selbstvermesser tendenziell Abstand vom Datenteilen nehmen – unter anderem aufgrund der Bewertung ihrer Daten als sensibel und vertraulich.

Wie ist diese Erkenntnis vor dem Hintergrund der beschriebenen Diskrepanz zwischen positiven Bewertungen des Teilens von Selbstvermessungsdaten einerseits und den Bedenken bezüglich Datensicherheit andererseits zu werten? Wagner und Stempfhuber (2015) adressieren dieses Phänomen im Kontext der „Transformation des Digitalen“:

„[E]inerseits wird nahezu täglich über die Gefahren der digitalen Revolution berichtet: Die Ausspähprogramme PRISM und Tempora, die der Whistleblower Edward Snowden bekannt gemacht hat, scheinen dabei nur die Spitze des Eisbergs zu sein. [...] Auf der anderen Seite wird aber auch mitbeobachtet, dass diese Transformationen seitens der Mediennutzer wiederum nicht beobachtet wird, es also relativ wenig ‚Bewusstsein‘ für das Gefahrenpotential dieser Transformationen gebe. [...] der praktische Umgang mit Neuen Medien erscheint insofern eher als unproblematisch.“ (68)

Die Annahme, dass den Nutzerinnen ein Bewusstsein für Datenschutz und die Möglichkeiten des Datenmissbrauchs fehlt, widerspricht dem Befund von Staiger et al. (2015), dass einige Nutzer aufgrund der Vertraulichkeit ihrer Daten Abstand vom Teilen derselben nehmen. Dies ist nur schwer mit der Aussage in Einklang zu bringen, der Umgang mit Neuen Medien – und das heißt immer auch mit Datenteilen – werde als unproblematisch wahrgenommen. Neben den Diskrepanzen, die im Feld zu beobachten sind, existieren also auch interpretative Unstimmigkeiten innerhalb des soziologischen Diskurses. Diese Ausgangslage erschien uns hinlänglich unbefriedigend, um uns einer vertiefenden Auseinandersetzung mit diesem Thema zu widmen.

Unser Vorgehen wurde durch sehr offene Fragestellungen informiert: Wer oder was teilt Daten? Welche Formen des Datenteilens treten im Feld auf? Wie vollziehen sich Praktiken des Datenteilens? Welche Diskurse schlagen sich situativ in den beforschten Praktiken nieder? Diese Fragen leiteten erste Feldzugänge an, die zu neuen generativen Fragen führten. Dabei bedienten wir uns einer praxeologisch-pragmatischen Theorieperspektive (vgl. Kap. 3.1), die es erlaubt, Datenteilen und Selbstvermessung analytisch als Praktiken mit sowohl menschlichen als auch nicht-menschlichen Partizipanden zu behandeln und zugleich deren verschiede-

ne diskursive Prägungen zu untersuchen (vgl. Kap. 4). Der Forschungsstil der Grounded Theory mit seinem iterativ-zyklischen Wechsel zwischen Datengenese und Theoriekonstruktion ermöglichte es uns, unser methodisches Instrumentarium flexibel an die Anforderungen des Feldes anzupassen. Die Erweiterung dieser Methodologie durch die Situationsanalyse nach Clarke befähigte uns, der Heterogenität der untersuchten Praktiken gerecht zu werden. Unser Material setzt sich aus leitfadengestützten Interviews, Diskursfragmenten aus Medien und Werbung, Gruppendiskussionen in Internetforen sowie Artefaktanalysen zusammen (vgl. Kap. 3.2). In Kapitel vier gelangen wir zu einer Definition des Datenteilens und zeigen unterschiedliche Dimensionen der diesbezüglichen Praktiken auf. Zudem werden die unterschiedlichen Formen menschlicher und technischer Partizipation an diesen Praktiken betrachtet und die diskursiven Einflüsse auf diese Partizipanden hervorgehoben. Der Konflikt zwischen Praktiken des Datenteilens im Rahmen digitaler Selbstvermessung einerseits und den Datenschutzdiskursen andererseits wird sowohl in unseren Interviews als auch in unseren Forendiskussionen adressiert. Wie unsere Informantinnen mit dieser Diskrepanz von Praktik und Diskurs umgehen, analysieren wir im Kapitel Legitimierungsstrategien (vgl. Kap. 5). Auf die besonderen Gründe für die Nutzung von Selbstvermessungsartefakten und damit für das Teilen von Daten geht schließlich das Kapitel „Motivationen des Datenteilens“ (vgl. Kap. 6) ein. Die Konzepte der Convenience, des Vergleichen-Verbessern-Motivierens sowie der Imagepflege erklären, wie das Zusammenspiel von Mensch, Maschine und Diskurs die Partizipation an Praktiken des Datenteilens trotz den Datenschutzbedenken der Selbstvermesser motivieren. Zunächst soll aber in Kapitel zwei ausführlich auf den Stand aktueller Forschung zum Thema eingegangen werden.

2 Stand der Forschung – Praktiken und Diskurse der Selbstvermessung

„Doch wie zum Surfen auf dem Wasser braucht man auch zum Surfen im Netz das notwendige theoretische Wissen. Nur mit Kenntnis der Risiken kann man sich sicher und verantwortungsvoll im Internet bewegen“, so die Aussage von Ilse Aigner (Bundesministerin für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz) im Grußwort der Infobroschüre ‚Mein digitales Leben‘ (vgl. IJAB o.J.). Dieser Hinweis gilt nicht nur für das Surfen im Internet, sondern genauso für den Umgang mit digitalen Selbstvermessungsdaten. Auch wenn Selbstvermessungspraktiken abseits digitaler Welten denkbar und bereits seit längerer Zeit gelebte Praxis sind, wurde das Phänomen der Selbstvermessung erst mit der Einbindung in digitale Infrastrukturen für breite Bevölkerungsschichten praktikabel (vgl. Staiger et. al. 2015). Im Zuge dieser Einbindung hat auch das Teilen von Selbstvermessungsdaten stark an Bedeutung gewonnen. Dabei eröffnet das Angebot der digitalen Vernetzung den involvierten Partizipanden ein weites Feld neuer potentieller Möglichkeiten.

Betrachtet man den aktuellen Stand der Forschung über das Alltagsphänomen der digitalen Selbstvermessung, so fällt – zumindest mit Blick auf erschienene Publikationen – auf, dass die Feststellung, dass es sich um ein „[2013] noch weitgehend unerforschtes Phänomen“ (Kasper et. al. 2016: 92) handelt, auch 2016 noch weitestgehend Gültigkeit hat. Durch die andauernde Aktualität dieses erst kürzlich etablierten alltäglichen Phänomens gibt es ein weitgefächertes soziologische Interesse, aber noch recht wenige Forschungsergebnisse. Dies zeigt sich u.a. an den noch laufenden empirischen Drittmittelprojekten, an der Universität Trier, der Fernuniversität Hagen und an der LMU in München, zu diesem Themenfeld. In Trier untersucht momentan eine Forschungsgruppe unter dem Titel „*Digitale Selbstvermessung*“ aus einer körper-, wissens- und techniksoziologischen Perspektive die zunehmend stattfindende Verwissenschaftlichung des eigenen Körpers. An der Fernuniversität Hagen wird in einem dreiteiligen Projekt mit dem Titel „*Taxonomien des Selbst – Zur Genese und Verbreitung kalkulativer Praktiken der Selbstinspektion*“ das Phänomen mit Blick auf die kulturelle Bedeutung, die ökonomische Bedeutung und hinsichtlich des Arbeitnehmer-Benchmarking untersucht. Dabei wird u.a. der Frage nachgegangen, ob Daten von den Nutzerinnen veröffentlicht

werden. Der Projektfokus liegt auf der Ausweitung kalkulativer Bewertungspraktiken auf die bislang unkalkulierbaren Bereiche der Subjektivität, des Alltags und des menschlichen Leibes. Im Rahmen eines von der VW-Stiftung geförderten Projektclusters befasst sich ein Team an der LMU mit der Quantified Self Bewegung. Der Fokus des Projekts mit dem Titel: „*Quantified Self: Fitness, Vermessung und technologisierte Selbstverhältnisse*“ liegt dabei auf der praxeologischen Dimension der Kombination von Technologie und Selbstverhältnissen in der Verschränkung von Ernährung, Gesundheit, Fitness und Gewicht. Darüber hinaus forschen an der Goethe-Universität Frankfurt mehrere Soziologinnen mit einem sportsoziologischen Fokus über Selbstvermessungspraktiken. Basierend auf ihren Ergebnissen plädieren sie für eine differenziertere Betrachtung von Self-Tracking-Gadgets und von Selbstvermessungspraktiken, die dem reflexiven Umgang der Praktizierenden mit der neuen Technologie Rechnung trägt (vgl. Duttweiler/Gugutzer 2015: 33). An der Universität Tübingen werden - im Rahmen unseres eigenen Projektes - aus einer praxeologischen Perspektive, die Praktiken des Datenteilens von Selbstvermessungsdaten in den Fokus gerückt.

Während die Präsentation von konkreten Ergebnissen zu Selbstvermessungspraktiken noch aussteht, ist eine vermehrte Beschäftigung mit Big Data (vgl. u.a. Reichert (Hrsg.) 2014, Vormbusch 2015) sowie mit Machtverschiebungen durch Big Data (vgl. u.a. Dolota/Schrabe 2014, Dolata 2015, Stiegler 2015) zu verzeichnen. Selbstvermessungsdaten spielen auch hier eine Rolle, der Fokus liegt jedoch eher auf einer Technikfolgenabschätzung und weniger auf den Praktiken und Herstellungsweisen. Der These folgend, dass „Netzwerke und mobile Geräte [...] sich zum Nervensystem postindustrieller Gesellschaften [entwickeln]“ (Lankau 2015: 277) werden die sozio-technischen Verschränkungen in den Fokus gerückt, aber selten als soziale Konstitutionsverhältnisse thematisiert.

Publikationen über Praktiken des Datenteilens, in Bezug auf Selbstvermessungsdaten hingegen wurden bisher kaum veröffentlicht. Zum einen ist an dieser Stelle Stefan Selke (2014) mit seiner Monographie „*Lifelogging. Warum wir unser Leben nicht digitalen Technologien überlassen sollten*“, zu nennen. Unter Lifelogging versteht er „die digitale Protokollierung des eigenen Lebens“ (Selke 2014: 11) deren zentrales Ziel darin bestehe, dass später – zu Zwecken der Weiterverwendung – auf die protokollierten Daten zurückgegriffen werden kann. Unter dem Begriff

Lifelogging subsumiert er ein breites Spektrum digitaler Daten sowohl der Selbstvermessung als auch der Lebensprotokollierung. Das Vorhandensein solcher Lifeloggingdaten, eröffnet dabei verschiedenste Verwendungsmöglichkeiten: sie können z.B. der Körpervermessung, der Ortsbestimmung und dem Aktivitätstracking, als Erinnerungshilfe, der digitalen Unsterblichkeit, aber auch der Unterwachung¹ dienen. Selbstvermessungsdaten und Selbstvermessungspraktiken werden im Rahmen dieser Überlegungen eher randständig behandelt (vgl. Selke 2014).

Zum anderen ist die bereits erwähnte pragmatistisch-praxeologisch angelegte Studie „Das vermessene Selbst. Praktiken und Diskurse digitaler Selbstvermessung“ von Staiger et. al. (2015) zu nennen. Zu den Ergebnissen der Studie gehört die Erkenntnis, dass sich in Selbstvermessungspraktiken ein gesellschaftlicher Trend kontinuierlicher Optimierung ausdrückt. Selbstvermessungspraktiken können dabei durch die experimentelle Grundhaltung der Selbstvermessenden als ein quasi-verwissenschaftlichter Bereich der alltäglichen Lebensführung angesehen werden, wobei Leistungsstandards und Körperideale die Praktiken der Selbstvermessung prägen. Die in die Artefakte eingeschriebene Möglichkeit, zur Veröffentlichung von Daten durch die Selbstvermessenden selbst, wird dabei aber nur selten wahrgenommen. An den zwei zuletzt genannten Ergebnissen setzt unsere Studie an. Zum einen gehen wir, indem wir Diskurse rund um das Thema Selbstvermessung genauer untersuchen, intensiver auf die in die Praktiken eingeschriebenen Standards und Normen ein. Zum anderen liegt unser Fokus auf den Praktiken des Datenteilens von Selbstvermessenden. Durch die Fokussierung auf Praktiken des Datenteilens und Diskurse rund um das Phänomen der Selbstvermessung, erweist sich für uns sowohl eine Auseinandersetzung mit Gesundheitsdiskursen, als auch mit Datenschutzdiskursen als fruchtbar. Konkret widmen Staiger et al. (2015) ein Kapitel ihrer Studie dem Veröffentlichen (sensibler) Daten (ebd. 79ff). So konnten die Autorinnen feststellen, dass die Selbstvermesser sich von den technischen Partizipanden immer wieder mit den Möglichkeiten schnellen und unkomplizierten Teilens konfrontiert sahen (ein Befund, der mit unserem Konzept der Convenience

¹Der Begriff der Unterwachung verweist in diesem Zusammenhang auf die These, man könne der Überwachung durch Dritte entgehen, indem man bewusst viele Daten freigebe. Hierdurch soll der Eindruck erweckt werden, nichts zu verbergen zu haben, weshalb von einer Überwachung von unten gesprochen werden kann.

korrespondiert, vgl. Kap. 6.1). Zudem konnte Datenteilen als Bestandteil sozialer Welten rekonstruiert werden, in denen auch Kontakte gepflegt und Freundschaften geknüpft wurden. Das Teilen von Daten zur Herstellung von Vergleichbarkeit und Motivation lässt sich in unserem Konzept des Vergleichen-Verbessern-Motivierens (vgl. Kap. 6.2) wiedererkennen. Dass Daten zum Zwecke besserer Beratung mit Ärzten geteilt werden, konnten wir lediglich im Kontext eines gesundheitsorientierten Fitnessstudios feststellen. Zusammenfassend kommen die Autoren jedoch zu dem Schluss, dass Selbstvermesserinnen tendenziell auf das Teilen ihrer Daten verzichten – sei es aufgrund der Vertraulichkeit der Daten, aus Angst vor negativen Reaktionen des Umfelds auf die Vermessenspraktik oder wegen der Befürchtung angeberischer Selbstdarstellung bezichtigt zu werden (vgl. hierzu auch Kap. 6.3). Diese Befunde sind insofern befremdlich, als dass Staiger et al. wiederholt auf die in den Artefakten angelegten Möglichkeiten des Teilens verweisen, die sich aber nicht in den Praktiken der Interviewten spiegelten.

Da es noch wenig theoretisches Wissen über das Alltagsphänomen der Selbstvermessung gibt, insbesondere in Bezug auf das Datenteilen, ist weitere Forschung nötig. Zudem entsteht diskursiv der Eindruck, dass der Markt rund um Selbstvermessungsapps und Gadgets nicht nur wächst, sondern sich auch im stetigen Wandel befindet. Seien es Meldungen über neue Smart-Watches, die als Konkurrenz zu Smartphones beworben werden, oder über *Health Apps* – die verschiedenste Selbstvermessungsdaten bündeln und (für Ärzte) aufbereiten sollen: Technische Lösungen, die das „digitale Daten-Ich“ (Reißmann 2015) noch umfassender und genauer abbilden wollen, werden in den verschiedensten Varianten und Kombinationen angeboten. Es scheint der Grundsatz zu gelten: Was theoretisch quantifizierbar ist kann (und sollte) mittels einer passenden App aufgezeichnet, aggregiert und geteilt werden – ganz egal, ob es darum geht, Schlafphasen aufzuzeichnen, eine gelaufene Strecke mit den überwundenen Höhenmetern zu kombinieren, sich den aktuellen Blutzuckerwert ausgeben zu lassen, oder Emotionen mittels Gesichtsvermessung abzubilden.

Folgt man den (Leit-)Medien weiter, so kann aber auch der Eindruck entstehen, dass alle Produktlösungen rund um das Alltagsphänomen der Selbstvermessung eine Gemeinsamkeit aufweisen: Ist man auf der Suche nach dem einleitend zitierten notwendigen theoretischen Wissen, fragt man z.B. nach den Chancen und Risiken

akkumulierter Selbstvermessungsdaten und deren Weiterverwendung, dann fallen die Antworten ausweichend bis relativierend aus. Was auf den ersten Blick paradox anmutet, bezeichnen Silja Samerski und Anne Henkel (2015), als paradigmatischen Umgang mit probabilistischen Risiken in Zeiten von Big Data. Am Beispiel des Umgangs mit probabilistischen Risiken in der Medizin, zeigen sie, dass diskursiv vermittelte Unsicherheiten, nicht nur neue Entscheidungsoptionen ermöglichen, sondern auch einen Einfluss auf Entscheidungsrationaltäten haben können. Die eigenverantwortliche Entscheidung des Einzelnen soll, so ein zentrales Ergebnis, an den Gesetzmäßigkeiten des Kollektivs ausgerichtet werden, um die Realfiktion einer informierten und rationalen Entscheidung aufrechtzuerhalten. Die Akzeptanz solch eines Wissens führe dabei jedoch u.a. zu der aporetischen Situation, einer Vermehrung individueller Ungewissheiten (vgl. Samerski/Henkel 2015). Auch aktuelle repräsentative Umfragen verweisen darauf, dass vorhandene Unsicherheiten dem Vertrauen, das Selbstvermessungsartefakten und Praktiken entgegengebracht wird, keinen Abbruch tun. Obwohl sich die prozentualen Angaben verschiedener Umfragen unterscheiden, wird einheitlich von einem potentiell steigenden *Interesse an* und *Vertrauen in* Selbstvermessungsartefakte ausgegangen (vgl. u.a. YouGov.de Team 2015).

Wie lassen sich solche Befunde erklären, wenn an anderer Stelle immer wieder von Tendenzen zur Versicherheitlichung²des Alltags, insbesondere in Verbindung mit Big Data, ausgegangen wird (vgl. u.a. Dollinger/Schmidt-Schemich 2016, Lankau 2015) oder Sicherheit sogar als der zentrale Wert identifiziert wird, der die Aufrechterhaltung anderer Werte erst ermöglicht (vgl. u.a. Ammicht-Quinn 2013)? Das Reden über Sicherheit, so Dollinger, sei erst dann möglich, wenn auch von Risiken ausgegangen wird, also Unsicherheiten existieren resp. angenommen werden. Für ihn stellen Risikobeschreibungen das zentrale strukturierende Narrativ von Sicherheitsgeschichten dar: „sie kommunizieren, welche Sachverhalte eine Bedrohung darstellen, wer zu deren Neutralisierung berufen ist, in welchen zeitlichen Abläufen dies zu erfolgen hat, welche Faktoren beachtet werden müssen und wie einzelne Subjekte in sie eingebunden werden“ (Dollinger 2016: 75).

²Der Begriff der Versicherheitlichung wird dem sozial-konstruktivistischen Securitization-Ansatz der Kopenhagener Schule zugerechnet und ist als Kritik am politischen Sicherheitsbegriff zu verstehen.

Soziale Netzwerke und ähnliche Plattformen stehen in den letzten Jahren medial immer wieder in der öffentlichen Kritik. Von ihrer Grundidee her sind sie so konzipiert, dass sie zum Austausch persönlicher Inhalte und zum Teilen von digitalen Daten mit bekannten und unbekanntem Dritten anregen. So soll den Nutzern eine digitale Selbstthematisierung ermöglicht werden. Basierend auf einer Untersuchung über die Nutzungspraktiken sozialer Netzwerke und deren Wirkungsweisen verortet Bianca Meise (2015) solch einen Austausch von Informationen in einem Spannungsfeld zwischen Schutz der Privatsphäre und dem Wunsch nach sozialer Zugehörigkeit. Geteilte Daten werden von den Nutzern, in Abhängigkeit ihrer zugeschriebenen Sensibilität, in verschiedene Kategorien geteilt und (selbst) vordefinierten Gruppen, zugänglich gemacht. Hieraus, so Meise, entwickle sich eine Norm, die dazu führe, dass „nicht zu viele, zu uninteressante und zu intime Inhalte über diese öffentlichen Austauschmöglichkeiten“ (Meise 2015: 223) geteilt werden. Eine reflexive Auseinandersetzung mit den Effekten digitaler Medien und den daraus entstehenden veränderten Datenpraktiken ist nicht nur bei Selbstvermesserinnen zu beobachten, sondern auch bei Organisationen erkennbar – sie passen ihre Geschäftsmodelle den gegebenen Situationen an und versuchen veränderte Praktiken zu integrieren (vgl. Süssenguht 2015).

Während Meise in ihrer Betrachtung der Praktiken des Datenteilens in sozialen Netzwerken eine akteurszentrierte Position einnimmt, fokussieren Arbeiten, die sich primär mit Datenschutzfragen auseinandersetzen, einen anderen Aspekt des Datenteilens – den der Daten(un)sicherheit. Zum einen geht es darum, dass auch weitere Dritte, vom Nutzer nicht intendiert, Zugriff auf die geteilten Daten erlangen können. Zum anderen besteht das Risiko, dass das selbstbestimmte Teilen und Veröffentlichung persönlicher Informationen (z.B. von Selbstvermessungsdaten) einiger Personen dazu führen kann, dass ein Druck auf alle anderen Personen ausgeübt wird, es den wenigen gleich zu tun (vgl. u.a. Hansen 2015, Legnaro 2016, Wirtz 2010). Solchen Risikoszenarien folgend wird u.a. auch die prinzipielle Möglichkeit zum Erhalt geschützter und unbeobachteter Kommunikationszusammenhänge in Frage gestellt (vgl. Lindemann 2015).

Während die Weitergabe von Selbstvermessungsdaten auf der praktischen Ebene bisher als ein Nischenphänomen innerhalb der Selbstvermessungspraktiken angesehen werden kann (vgl. Staiger et al. 2015), bildet sich im medizinischen Sektor

ein verstärktes Interesse an solchen Praktiken und Daten heraus. Unter Einfluss der Genomforschung hat in der Medizin ein Perspektivenwechsel eingesetzt, der das Verhältnis von Patienten zu Krankheiten neu definiert. Der Patient wird zunehmend nicht mehr als ein passiver Träger von Krankheiten betrachtet, sondern als ein soziales Wesen, das durch sein praktisches Tun einen Einfluss auf die eigene Gesundheit hat (vgl. u.a. Richter/Hurrelmann 2016). Der Patient hat, als ‚neu entdeckte‘ Ressource, eine veränderte Bedeutung für den Gesundheitssektor (vgl. u.a. Ebersbach 2014). Unter dem Label *ePatient* zusammengefasst versteht man eine Patientin, die *mündig, engagiert, ausgestattet und befähigt sein soll*, damit sie die ihr zukommende Verantwortung erfüllen kann (vgl. Bellinger/Krieger 2015) und dabei aktiv ihre Lebensqualität steigert, indem sie medizinischen Diskursen vertraut (vgl. Schübel 2016). Die damit einhergehende steigende Relevanz des Erhebens und Teilens von Selbstvermessungsdaten für den Gesundheitssektor, wird nicht nur im 2015 erschienenen Handbuch zur Orientierung „Gesundheit 2.0“ – herausgegeben von Andréa Bellinger & David J. Krieger – mehr als deutlich. So widmen sich auch juristische Untersuchungen diesem Phänomen und rücken sowohl die datenschutzrechtlichen als auch die gesundheitsrechtlichen Grundlagen rund um den elektronischen Patienten in den Fokus ihrer Betrachtung (vgl. Scheibel 2016).

Der Trend zum Interesse an digitalen Selbstvermessungsdaten, speziell das Interesse an der Aggregation möglichst umfangreicher und vollständiger Datensätze beschränkt sich dabei nicht nur auf den deutschsprachigen Raum. Spätestens seit Erscheinen der OECD-Studie „*Health Data Governance. Privacy, Monitoring and Research*“ (2015) deren Ziel es ist, einen vergleichenden Überblick über die Situation aller OECD Mitgliedsstaaten zu geben, kann von einem gemeinsamen internationalen Interesse sowohl an bereits gespeicherten, als auch an zukünftigen digitalen Selbstvermessungsdaten ausgegangen werden. Deutlich wird dabei auch, dass bisher nicht davon ausgegangen wird, dass die momentanen Datenschutzbestimmungen ausreichen (vgl. u.a. Haustein 2015), um flächendeckend den Anforderungen an die Privatsphäre von Patienten zu entsprechen und deren gespeicherte Gesundheitsdaten schützen zu können:

„Health Ministry leadership is necessary to ensure that delivering the data to manage this important sector is at the forefront of government policy and action. Previous OECD work has found a high variability across OECD countries in data availability and use to concerns about and uncertainty about **how to protect patient’s rights to privacy** and to preserve the security of health data when data are **shared, linked and analysed.**” (OECD 2015: 5, eigene Hervorhebungen).

Die hier skizzierten Entwicklungen haben nicht erst mit der Ausbreitung digitaler Infrastrukturen begonnen, sondern weisen bereits eine lange Tradition auf. In ihrem Essay „*Körper 2.0*“ zeichnet Karin Harasser die historische Entwicklung der Optimierung von Körpern nach und weist – in Bezug auf aktuelle Diskurse und Praktiken des Körpers – auf einen Wandel der Ideen von Körperlichkeit hin. Die Optimierung des Körpers zur Steigerung der Leistungsfähigkeit – mittels (human) Enhancement – wird von staatlichen und privaten Instanzen zunehmend zu einem erstrebenswerten Ziel erklärt. Die Erfassung und Steuerung der Optimierung erfolgt dabei via datensammelnder und –verarbeitender Methoden. Darauf aufbauend zeigt Harasser, dass Akteure in ihrer Interaktion mit Technologien, wie sie es nennt, *teilsouverän Handeln*. Sprich die in die Artefakte eingeschriebenen Nutzungswege werden situativ angenommen oder auch abgelehnt (vgl. Harasser 2013).

Zusammenfassend ist zu sagen, dass die Forschung rund um das Alltagsphänomen der Selbstvermessung bisher, zumindest mit Blick auf Veröffentlichungen, noch in den Anfängen steckt. Sowohl laufende Forschungsprojekte zu diesem Thema, als auch aktuelle Veröffentlichungsankündigungen für das Jahr 2016 (z.B. Duttweiler/Gugutzer/Passoth/Strübing (i.E. 2016)), verweisen bereits auf die fortschreitende Etablierung eines eigenen Forschungszweiges. Selbstvermessungspraktiken, aufgefasst als Alltagsphänomen, sollten immer auch im Kontext von BigData betrachtet werden. Denn die in die Artefakte eingeschriebene Vernetzung über digitale Infrastrukturen begünstigt (und erzwingt in Teilen) einen Austausch von digitalen (Selbstvermessungs-)Daten. Dabei kann davon ausgegangen werden, dass menschliche Partizipanden die Nutzungsangebote der Artefakte situativ annehmen

oder ablehnen. In Anbetracht der medialen Präsenz von Datenschutz- und Gesundheitsdebatten während der letzten Jahre erscheint uns eine erste Annäherung an die Praktiken des Datenteilens im Rahmen von Selbstvermessungspraktiken nur unter Einbezug dieser Diskurse als sinnvoll.

Die aktuellen Forschungsstände zum Datenschutz und zum Wandel im Gesundheitssektor verweisen zudem nicht nur darauf, dass die Bedeutung des Datenteilens im Alltag weiter zunehmen wird, sondern auch, dass die Entwicklungen als Teil eines langfristigen Prozesses gesehen werden sollten. Denn weder Praktiken der Selbstvermessung noch des Datenteilens sind an sich neu, geändert hat sich aber ihre gesellschaftliche Bedeutung. Damit kann davon ausgegangen werden, dass sich auch die konkreten Praktiken verändern. Der von uns gesetzte Fokus auf die Praktiken des Datenteilens im Rahmen von Selbstvermessungspraktiken soll einen weiteren Beitrag zur Schließung der aufgezeigten Forschungslücke leisten.

3 Theorien und Methoden

3.1 Theorie

Das Thema des Datenteilens bezieht sich auf den ersten Blick auf eine Art von Phänomen, das *zwischen* mindestens zwei Menschen stattfindet bzw. diese miteinschließt. Insofern könnte eine erste Annäherung an das Thema aus einer interaktionistischen Perspektive erfolgen, da verschiedene Menschen ihre Daten miteinander teilen. Bei näherer Betrachtung zeigt sich jedoch, dass der Fokus zu eng gesetzt wird, wenn, *klassisch handlungstheoretisch*, nur menschliche, intentional handelnde Akteure in die Analyse einbezogen werden. Dies mag Usus in der Weberianischen Tradition oder in den Rational Choice Ansätzen sein, diese Modelle bergen jedoch zweierlei Probleme: Einerseits können Menschen aus anderen als rein intentionalen Gründen heraus handeln, z.B. Routinen, kreatives Handeln, implizites körperliches Wissen etc. Insbesondere „[d]ie Rationalmodelle des Handelns können die phänomenale Vielfalt menschlichen Handelns nicht erfassen, so dass die Kreativität, die allen menschlichen Handlungen zugrunde liegt, unentdeckt bleibt.“ (Schubert et al. 2010: 166, vgl. dazu auch Joas 1992: „Die Kreativität des Handelns“).

Andererseits führt die Engführung auf menschliche Akteure dazu, dass bestimmte Phänomene gar nicht in den Fokus gelangen können. So zeigt unser empirisches Material etwa, dass auch den Selbstvermessungs-Artefakten Handlungsfähigkeit zugeschrieben wird („meine App des nicht mehr, so, möchte, dass ich des hochlade“ (I_Noyam Erdem Z.131-132)). Daneben existieren noch weitere Materialitäten, wie das Internet oder – konkreter – Server, Online-Communities, soziale (digitale) Netzwerke etc., denen in Bezug auf das Datenteilen Akteursqualitäten zugeschrieben werden können, da sie von den Nutzerinnen (mehr oder minder) unbeeinflusst selbstständig Daten teilen. Der menschliche Akteur weiß teilweise gar nicht so genau, dass sein Handy, die App o.ä. Daten teilt geschweige denn mit wem. So ist es z.B. bei einer App-Installation notwendig, den Nutzungsbedingungen zuzustimmen, wodurch mehr oder weniger unbewusst Daten freigegeben werden. Aber auch während der Benutzung oder im Ruhezustand können die App oder das Handy Daten senden, ohne dass es die Benutzerin bemerkt.

Mit der Vorstellung einer akteurszentrierten Interaktion kommt man hier also nicht allzu weit. Der Argumentation Kalthoffs folgend sehen wir eine theoretische Engführung in der qualitativen Sozialforschung insofern kritisch, als sie den Blick auf das zu untersuchende Phänomen *ex ante* einschränken kann (Kalthoff 2008: 19f.). Vielmehr kann es nützlich sein, entsprechende theoretische Perspektiven dann heranzuziehen, wenn sie für das empirische Material von Bedeutung sind. In diesem Sinne geht es uns „nicht um Anwendung von Theorie, sondern um eine Verwendung von Theorie(n) für ihre empirischen Zwecke [...] und um ihre theoretische Weiterentwicklung“ (ebd.: 21). Aus dieser Herangehensweise entsteht ein Patchwork verschiedener theoretischer Fokussierungen auf das empirische Material. Eine Möglichkeit, diese Fokussierungen anhand einer grob gefassten Leitperspektive zu bündeln, stellen die in der soziologischen Forschung seit geraumer Zeit prominent gewordenen Praxistheorien dar.

Seit den 1980ern treten auf der Bühne der Sozialtheorien neue Analyseansätze auf, die unter dem Schlagwort ‚Praxistheorien‘ firmieren. Die Verwendung von praxistheoretischem Vokabular dient dabei nicht nur zur Rekonstruktion von Routinen, sondern auch zur Modifizierung der sozialtheoretischen Perspektive hin zur Frage: Was ist ‚Handeln‘, was ein ‚Akteur‘ und was ein ‚Subjekt‘? Eine der radikalsten und prominentesten unter diesen Theorieperspektiven ist wohl die Akteur-Netzwerk-Theorie (folgend mit ANT abgekürzt) vertreten v.a. von Michel Callon (1986) und Bruno Latour (1987) (vgl. Reckwitz 2003: 282f). Callon zeigt in seiner Studie über die Muscheln von Saint-Brieuc, dass erst die Vernetzung verschiedener Akteure diese handlungsfähig macht und plädiert dafür, dass (1) das Natürliche und das Soziale nicht zu unterscheiden (Prinzip der Freien Assoziation) und (2) diese in der Forschung als gleichermaßen bedeutsame Entitäten aufzufassen (Prinzip der generalisierten Symmetrie) sind. Latour, der diese Prinzipien auch vertrat, entwickelte die These, dass nicht nur Akteuren Handlungen zugeschrieben werden können, sondern ebenso Geräten und Objekten, denen damit ein Akteursstatus beigemessen wird. Überspitzt gesagt: Technische Artefakte können ebenso Träger von Handlungen sein wie Subjekte (vgl. Van Loon 2014: 102ff). Latour distanziert

sich auch vom Akteursbegriff und nutzt dafür synonym das Wort Aktanten³, wobei dieser sowohl menschliche als auch nicht-menschliche Entitäten benennt (vgl. Kneer 2009: 23).

In der Auseinandersetzung mit der ANT werden mindestens zwei Ansätze von Praxistheorien deutlich. Erstens, dass sich Wirklichkeit/Wissen in Praktiken realisiert und zweitens dass an diesen Praktiken auch technische Partizipanden beteiligt sind (z.T. mehr als man glauben möchte). Für die Forschungspraxis ergibt sich damit eine neue, offenere Perspektive auf die Untersuchungsgegenstände. Obwohl man zu Recht in Frage stellen kann, in wie weit nicht-menschliche Entitäten handlungsfähig sind⁴, beflügelt schon die Möglichkeit der Handlungsfähigkeit von Aktanten die Forscherin neue Fragen zu stellen und andere Perspektiven einzunehmen.

Damit lassen sich auch die eingangs genannten Probleme auflösen, denn die praxeologische Herangehensweise ist in der Lage, die verschiedenen – an Praktiken des Datenteilens teilhabenden – Entitäten als theoretisch gleichberechtigte Partizipanden in die Analyse miteinzubeziehen. Angestoßen von Theodore R. Schatzki (2001) und weiterentwickelt von einer Reihe sozialwissenschaftlicher Autorinnen bildet der Begriff der Praxistheorien einen Rahmen, innerhalb dessen eine Vielzahl von Theorien behandelt werden. Sie umfassen so unterschiedliche Autoren wie Bourdieu und Geertz (so Hirschauer 2008), Erving Goffman und Judith Butler (Strübing, in Druck). Nach Reckwitz sind Praktiken „ein typisiertes, routinisiertes und sozial ‚verstehbares‘ Bündel von Aktivitäten“ (2003: 289). Es geht dabei also nicht um den einzelnen, rationalen Akteur und seine Handlung. Die einzelne Handlung wird immer „in eine umfassendere, sozial geteilte und durch ein implizites, methodisches und interpretatives Wissen zusammengehaltene Praktik“ (ebd.) eingeordnet. Das Soziale liegt dabei in „der Kollektivität von Verhaltensweisen, die durch ein spezifisches ‚praktisches Können‘ zusammengehalten werden“ (ebd.). Diese Definition von Praktiken erinnert an den „klassischen Pragmatismus

³Erst in neueren Werken zur ANT beginnt bei Latour eine Begriffsdifferenzierung zwischen (präfigurativen) Aktanten und Akteuren. Zur ausführliche Diskussion dazu s. Kneer (2009: 19-39).

⁴Zur Kritik an der radikalen Denkweise zur Handlungsträgerschaft von technischen Artefakten s. Collins/Yearly (1992).

[...] [der] das routinierte praktische Miteinander-Handeln in den Mittelpunkt von Epistemologie und Sozialtheorie stellte“ (Strübing, in Druck: 1). Wir möchten uns daher Strübing anschließen, der die prinzipielle Passungsfähigkeit der beiden Ansätze sowie ihr wechselseitiges Lernpotential aufgezeigt hat und aus diesem Grund die Forderung nach einer „Anreicherung praxeologischer Forschung durch Rückgriff auf pragmatistisch-interaktionistische Theoriefiguren“ (2015: 1) (und vice versa) stellt. Insofern beziehen wir uns auf beide Theorieansätze und kombinieren sie, um ihre jeweiligen Schwächen möglichst adäquat zu kompensieren.

Beschäftigt man sich wie wir näher mit dem Thema des Datenteilens in der digitalen Selbstvermessung, so kommt man schnell zu der Erkenntnis, dass neben dem Verständnis, Akteure und materielle Artefakte analytisch als *gleichberechtigt* zu betrachten, auch eine diskursive Komponente zu berücksichtigen ist. In Anlehnung an Keller verstehen wir unter Diskursen „historisch entstandene und situierte, geregelte Aussagepraktiken, welche die Gegenstände konstituieren, von denen sie handeln“ (Keller 2013: 30). Kellers Diskursverständnis ist sowohl von der Wissenssoziologie nach Berger/Luckmann als auch von der Foucault’schen Fokussierung von Macht/Wissen-Regimen geprägt. Wichtig ist hierbei, dass er Diskurse nicht als abgehoben semiotisch prozessierendes System betrachtet, sondern als soziale Praxis (vgl. Keller 2013: 27). Auch in der Tradition des Symbolischen Interaktionismus findet sich schon ein Bezug zu Diskursen (Mead sprach etwa vom „universe of discourse“ (1934)). Vor diesem Theoriehintergrund liegt der Schwerpunkt also nicht in der formalen sprachwissenschaftlichen Analyse, sondern viel mehr in der Analyse von Wissensgebilden, die unter anderem Praktiken konstituieren. Diskurse können daher nicht bloß als ein Abbild der Realität verstanden werden, sondern sind auch maßgeblich an der Konstituierung dieser Realität beteiligt. Sie bringen nicht nur die Bedeutungsstrukturen unserer Wirklichkeit hervor, sondern haben auch insofern reale Folgen, dass Diskurse durch soziale Akteure (bzw. Partizipanden von Praktiken) realisiert werden (vgl. Keller 2011: 67). Somit ist Kellers Diskursbegriff stark mit dem Praxisbegriff verbunden.

Spielen Diskurse schon allgemein bei der Thematik digitaler Selbstvermessung eine Rolle (vgl. Staiger et al. 2015), so ist deren Einfluss auf das sensiblere Thema des Datenteilens von ungleich größerem Gewicht und in seiner Wirkung dabei nicht zu unterschätzen. Der Einbezug von Diskursen in die praxeologische Per-

spektive ist dabei keineswegs neu. So weist Reckwitz darauf hin, „Praktiken und Diskurse nicht als zwei unabhängige Gegenstände zu separieren [...] sondern als zwei aneinander gekoppelte Aggregatzustände der materialen Existenz von kulturellen Wissensordnungen zu begreifen.“ (Reckwitz 2008: 201f. siehe hierzu auch Wrana 2012). Bei der Analyse unseres Materials zeigte sich etwa, dass sich in den Apps bzw. in ihren Auswirkungen auf die untersuchten Praktiken Teile von Gesundheitsdiskursen wiederfinden lassen. Des Weiteren zeigt sich im Datenmaterial auch, dass sich die Selbstvermessenden mit ihren Gründen für oder gegen das Datenteilen an Diskursen bspw. rund um Datenschutz/Datensicherheit orientieren und dadurch wiederum an der diskursiven Konstruktion der Akteure und Aktanten in der Arena der Selbstvermessung beteiligt sind. Diese unterschiedlichen Diskurse müssen daher als „situationsübergreifender Sozialzusammenhang“ (Strübing 2014: 103) in die Analyse miteinbezogen werden, damit die (Aussage-)Praktiken unserer Informantinnen in der konkreten Situation überhaupt verständlich sind. Dieser Sozialzusammenhang kann in einer pragmatistischen Tradition auch mit dem Begriff des Handlungsstroms betrachtet werden. So spricht Mead etwa von „life as an ongoing process“ (1934: 259) und Dewey vom „course of ongoing events“ (1938: 238). Dahinter steht die Idee, dass nicht die isolierte Einzelhandlung, sondern der Handlungsstrom, d.h. die Gesamtheit aller Vorgänge adressiert wird. In dieser Denkfigur ist die prinzipielle Offenheit für nicht-menschliche Akteure schon mit angelegt, auch wenn sie nicht expliziert wird; dieser Schritt wird in den Praxistheorien vollzogen (vgl.: Strübing, in Druck).

Der postmodernen Dezentrierung des Subjekts folgend plädiert Hirschauer in seiner Darlegung der *Intersituativität* für eine Neufassung des Handlungsbegriffes. In Anlehnung an Latours Akteur-Netzwerk-Theorie wird dieser „räumlich und zeitlich zu einer überpersonalen Praxis aus(ge)dehnt, die auch Dinge einschließt.“ (Hirschauer 2014: 126) Das Handeln geht dann nicht vom Akteur aus, sondern dieser tritt in einen immer schon bestehenden Handlungsstrom ein. Eine wichtige Position in diesem Handlungsstrom nehmen Artefakte ein, denn diese „reichen über die Situation ihrer Erzeugung hinaus“ (ebd.: 22) und verbinden dadurch Situationen miteinander. In derselben Weise argumentiert auch Reckwitz (2003) dass „‘Handlungen‘ nicht als diskrete, punktuelle und individuelle Exemplare vorkommen, sondern dass sie im sozialen Normalfall eingebettet sind in eine umfassendere,

sozial geteilte und durch implizites, methodisches und interpretatives Wissen zusammengehaltene Praktik (Reckwitz 2003: 289).

Die Theorieperspektive des „postmodern turns“, die an einigen Stellen schon angeklungen ist, versteht sich explizit als kritische Abgrenzung zu „Rationalitätspostulaten, linearen Kausalmodellen sowie atomistischen und anthropozentrischen Konzepten sozialen Handelns“ (Strübing 2014: 101) und betont vielmehr die Komplexität sozialer Prozesse und die Vielfalt der Perspektiven. Mit dem Ziel, die Grounded Theory (im Folgenden mit GT abgekürzt, vgl. hierzu Kapitel 3.2) durch den Postmodern Turn zu steuern, entwickelte Adele Clarke zu diesem Zwecke die Situationsanalyse. Als eine Weiterentwicklung der klassischen GT sollte die Situationsanalyse diese von einigen problematischen positivistischen Widerständigkeiten befreien (vgl. Clarke 2012: 23). Die Widerständigkeiten beziehen sich insbesondere auf die induktivistische Forschungslogik von Barney Glaser und seiner Forderung, dass gegenstandsbezogene Theorien ausschließlich aus empirischen Daten emergieren sollen (vgl. Strübing 2014: 101). Ganz im Sinne von Anselm Strauss argumentiert Clarke, dass das Verhältnis von Theorie und Empirie prozessual ist und Daten erst durch das aktive Zutun des Forschers generiert werden. Clarke betont somit das reziproke Verhältnis von Theorie und Empirie im Sinne eines iterativ-zyklischen Forschungsprozesses und reformuliert zugleich die schon in der klassischen GT vorhandene konstruktivistische Perspektive.

Die Berücksichtigung praxeologischer Theorieperspektiven und die Hervorhebung postmoderner Subjektdekonstruktionen durch das Einbeziehen sowohl von Materialitäten als auch von Diskursen sind daher zentrale Anliegen der Situationsanalyse. Die Entgrenzung des Situationsbegriffes erlaubt es, losgelöst von der lokalen und zeitlichen Fixierung, nicht mehr ausschließlich das akteurszentrierte Handeln zu analysieren, sondern auch materielle (Apps, Gadgets usw.) und diskursive (Datensicherheit, „sharing is caring“) Elemente zu berücksichtigen. Clarke öffnet und reformuliert den interaktionistischen Situationsbegriff, indem sie die Dichotomie von Situation und Kontext grundsätzlich in Frage stellt: „So etwas wie ‚Kontext‘ gibt es nicht“ (Clarke 2012: 112). Alles was die Situation konstituiert, findet sich auch in der Situation wieder und kann nicht als Kontext an den Rand der Analyse gerückt werden. Laut Clarke ist „die grundlegende Annahme [...], dass alles, was sich in der Situation befindet, so ziemlich alles andere, was sich in

der Situation befindet, auf irgendeine (oder auch mehrere) Weise(n) konstituiert und beeinflusst“ (2012: 114). Diese Herangehensweise ermöglicht es uns, die ganz verschiedenen, jedoch sämtlich an der Praktik des Datenteils beteiligten menschlichen wie technischen Partizipanden und diskursiven Elemente in die Analyse miteinzubeziehen.

Die Situationsanalyse stellt somit ein geeignetes „Theorie-Methoden-Paket“ (Clarke 2012: 46) dar, um herauszufinden, was Bestandteil der jeweiligen Situation ist und für wen sich welche Situation ergibt. Mit Hilfe eines differenzierten Sets von Mapping-Strategien soll versucht werden, die relevanten Diskurse und Akteure zu identifizieren. Das genauere Vorgehen soll dabei im folgenden Methodenkapitel näher erläutert werden.

3.2 Methodisches Vorgehen

Datenteilen im Rahmen digitaler Selbstvermessung ist, wie in den vorangehenden Kapiteln besprochen, noch ein sehr wenig erforschtes Gebiet, an dem viele Instanzen beteiligt sind. An den Praktiken des Vermessens und Teilens sind Artefakte und Menschen gleichermaßen beteiligt und sowohl menschliche als auch technische Partizipanden nehmen auf relevante Diskurse Bezug (vgl. Kap. 4). Daher waren unsere Fragestellungen zu Beginn des Forschungsprozesses noch sehr offen: Welche Praktiken bestimmen das von uns untersuchte Feld, wer ist an ihnen beteiligt und wie, wo und mit wem werden Daten geteilt? Angesichts dieses Fragenpaketes erschien es uns als sinnvoll und notwendig, einen theoretisch wie methodisch offenen Zugang zu wählen. Zudem sind sowohl das Thema digitale Selbstvermessung als auch die darin enthaltenen Praktiken des Datenteilens für die soziologische Forschung relativ neue Phänomene. Es existieren kaum Theorien, die als Grundlage für ein deduktiv-hypothesentestendes Forschungsdesign in Frage kämen. Ein theoriegenerierender Forschungsansatz war für uns deswegen wichtige Voraussetzung. Nur ein qualitativ-empirischer Zugang ermöglicht die Offenheit des Forschungsprozesses, die für eine flexible Handhabung von Fragestellungen und Methoden vonnöten ist.

Hierfür standen uns methodisch prinzipiell mehrere Wege offen. Hinsichtlich der systematischen Analyse der von uns durchgeführten Interviews und gesammelten Artikel aus Print- und Onlinemedien (siehe unten) wäre eine Verortung in der Objektiven Hermeneutik denkbar gewesen. Allerdings liegt deren Fokus auf den Strukturen sozialer Realität, die wiederum das Handeln von Individuen bestimmen: „die objektive Hermeneutik geht davon aus, dass die Handlungsoptionen einer je konkreten Lebenspraxis durch Regeln formuliert sind. Welche Möglichkeiten vorliegen und welche Folgen welche Möglichkeiten zeitigen, darüber befindet nicht die Handlungspraxis, sondern darüber hat die Welt der sozialen Regeln schon vorgängig befunden“ (Wernet 2009: 15). Diese Prämisse unterscheidet sich mit ihrer starken Betonung von handlungsdeterminierenden Strukturvorgaben sozialtheoretisch zu sehr von den von uns vertretenen pragmatistischen und praxeologischen Positionen. Ebenso hätten wir unser methodisches Instrumentarium an der Wissenssoziologischen Diskursanalyse (WDA) ausrichten können, mittels derer eine Untersuchung von Praktiken, Infrastrukturen, Materialitäten und Akteuren ebenfalls möglich gewesen wäre (vgl. Keller 2013: 31f). Aufgrund ihrer Subjektzentrierung hätte diese Perspektive jedoch zu toten Winkeln hinsichtlich der tragenden Rolle der beteiligten Artefakte und zu einem allzu starken Fokus auf die Diskurse verleiten können (vgl. ebd. 13f).

Eine ethnographische Arbeitsweise mit einer Betonung von (teilnehmenden) Beobachtungen schlossen wir für unser Projekt aufgrund von Fragen der praktischen Umsetzung aus. Autoethnografien stellten im Vorgängerprojekt (Staiger et al. 2015), das den Fokus auf die Vermessungspraktiken legte, kein Problem dar. In Hinblick auf Praktiken des Datenteilens erschien uns diese Methode jedoch weit weniger geeignet, da wir ja auch an den Motivationen und Nutzungsmustern in Bezug auf Datenteilen interessiert waren. Da von sich aus keiner der Autoren Selbstvermessung betrieb und daher auch keine Daten in dieser Weise teilte, wäre eine autoethnografische Vorgehensweise hier verfehlt gewesen. Allerdings verzichteten wir deshalb nicht vollständig auf die Methode (teilnehmender) Beobachtung. Mitglieder des Forschungsteams nahmen an Einführungstrainings samt eines Interessentengesprächs und Fitnesscheck bei zwei größeren Fitnessanbietern teil, ließen sich in einem Elektrofachmarkt zu Selbstvermessungsgadgets beraten und hielten die dabei gemachten Erfahrungen in Beobachtungsprotokollen fest. Der

Fokus richtete sich dabei weniger auf die Erfahrungen des Subjekts oder (s)eine „Kultur“, die Protokolle dienten eher dazu, das Sprechen über und die Präsentation von Fitnessstrackern zu dokumentieren und daraus generative Fragen für den weiteren Forschungsprozess zu entwickeln.

Viele Erkenntnisse erlangen wir jedoch aus Interviews, die auf den ersten Blick im Nachteil gegenüber (Auto)Ethnographischen zu stehen scheinen. Tatsächlich können Interviewpartner in Rechtfertigungsdruck geraten, wenn ihre Aussagen hinterfragt werden, und zu einer Verbalisierung ihrer Handlungen bewegt werden. Dies passiert insbesondere, wenn diese sich um sensible Themen drehen – wie bspw. um Datenteilen vor dem Hintergrund der Diskurse um Datenschutz. Die in Kapitel 5 adressierten Legitimierungsstrategien sind zum Teil Ausdruck eines solchen Rechtfertigungsdrucks. Nichtsdestotrotz bieten Interviews einen Zugang für praxeologische Fragestellungen – indem die Perspektive in Interviewdurchführung und –Analyse von dem *Warum* auf das *Wie* sozialer Praktiken umgestellt wird. Nach Hirschauer (2004) erfragt man Handlungen (von Akteuren) mit „Warum- und Wozu-Fragen“, bei Praktiken sei die Frage, „Wie wird es gemacht und wie ist es zu tun?“ (ebd.: 73). Zur Beantwortung dieser zweiten Fragestellung priorisiert Hirschauer teilnehmende Beobachtung. In ihrer Rede über die von ihnen praktizierte Selbstvermessung sowie das Datenteilen benennen die Interviewpartnerinnen jedoch nicht nur die Motive ihrer Handlungen, sie nehmen zudem Zuschreibungen von Handlungsträgerschaft auf sich bzw. auf die partizipierenden Artefakte vor. Hierin besteht nun ein Vorteil von Interviews gegenüber teilnehmender Beobachtung: Die Beteiligung verschiedener Partizipanden kann zwar beobachtet werden; wie jedoch an der Interaktion zwischen Mensch und Maschine teilnehmen, wie das implizite Interaktionswissen erschließen?⁵ Die Praktiken können hingegen aufgebrochen, ihr verborgener Sinn *herausgefunden* (Hirschauer 2008) werden, wenn die Schilderungen der Interviewten auf die verschiedenen diskursiven sowie auf die in menschlichen und technischen Partizipanden angelegten Motivationen, Denkmuster und Argumentationsstrategien der untersuchten Praktiken hin analysiert werden.

⁵Autoethnographien mögen hier einen ersten Eindruck gewähren, wie im Falle unseres Vorläuferprojektes (Kasper et al. 2016). Die Variabilität der verschiedenen Repräsentationen unserer Informanten zu erschließen bedurfte hingegen eines im Sinne der *constant comparative method* handhabbaren Zugangs.

Für unser Projekt entschieden wir uns schließlich für den methodologischen Forschungsstil der GT (genauer deren pragmatistisch inspirierte Version nach Anselm Strauss/Juliet Corbin 1996) mit deren Erweiterung in Form der Situationsanalyse nach Adele Clarke sowie einer praxeologischen Forschungsperspektive kombiniert. Diese Kombination ermöglicht es uns zum einen, Prozesse, (Aus-)Handlungen und Interaktionen aus Sicht der von uns untersuchten Akteure zu rekonstruieren, zum anderen aber auch, eben diese Akteure analytisch zu dezentrieren und so auch die Rolle technischer Artefakte, informationstechnologischer Infrastrukturen sowie relevanter Diskurse in den Blick zu nehmen.

GT ist als grundsätzliche Forschungslogik und Herangehensweise zu verstehen; sie gibt uns die Möglichkeit, verschiedene Methoden und Theorieansätze miteinander zu verbinden und während des Forschungsprozesses flexibel auf das Feld reagieren zu können. Die Analyse des Materials beginnt unmittelbar mit dessen Generierung und die daraus gewonnenen Erkenntnisse können dann das weitere Vorgehen beeinflussen. In Zyklen von Datengenese, Analyse, Anpassung der Methoden und Rückkehr ins Feld bewegten wir uns zwischen Empirie und Theoriebildung und konnten so unsere Fragen und Methoden immer weiter präzisieren. Damit folgen wir jenem Verständnis sowohl des Pragmatismus als auch der GT, welches „Forschung als iterativ-zyklisches Problem-Lösen“ (Strübing 2007) in dem Sinne begreift, den John Dewey (1938) jeglichen Prozessen des Problemlösens ob in Forschung oder Alltag zudachte.

Die von Clarke (siehe auch Kapitel 3.1) geforderte „Entgrenzung des Situationsbegriffs“ (Strübing 2014: 106) ermöglicht es uns, von Fall zu Fall die konstitutiven Elemente der jeweiligen Situation zu bestimmen und dadurch die gesamte Handlungssituation einschließlich aller Partizipanden und Diskurse zu betrachten. Dadurch wird die Analyse dem Anspruch gerecht, die Komplexität sozialer Realität(en) im untersuchten Feld abzubilden. Unter Anwendung eines Sets differenzierter Mapping-Strategien war es uns möglich, die einzelnen konstitutiven Elemente der Praktiken des Datenteilens herauszuarbeiten: Soziale Welten und Arenen, Aushandlungsprozesse, Diskurse und zentrale wie auch schweigsame Positionen im situativen Handlungsfeld (vgl. Strübing 2014: 107).

Der erste Zugang zum untersuchten Feld erfolgte über die Analyse der Definitionen von Datentypen und Konditionen des Datenteilens in den allgemeinen Ge-

schäftsbedingungen und Datenschutzbestimmungen der Hersteller von Selbstvermessungs -Apps und -Gadgets. So erhielten wir einen ersten Einblick, was als Daten definiert wird und wie die jeweilige Herstellerin die Rechte des Umgangs mit diesen Daten vertraglich festlegt. Auch konnten wir erste Bezüge insbesondere zu Datenschutzdiskursen jedoch auch zu Diskursen um Gesundheit feststellen. Um einen weiteren Überblick über die Angebote und Möglichkeiten von Fitnesstrackern zu bekommen, ließen wir uns in Fitnessstudios und Elektrofachmärkten zum Thema beraten und hielten unsere Eindrücke in Protokollen fest. Die Internetseiten von Herstellern mit ihren Foren, Blogs und Empfehlungen boten weitere Zugänge zu den Diskursen, auf die im Feld verwiesen wird. Aus diesen Erkenntnissen formulierten wir schließlich erste Leitfäden zur Durchführung von Interviews.

Ein erstes „theoretisches Sampling“ (Glaser/Strauss 1998 (1967): 51ff.) sollte uns zu ersten Daten führen. Staiger et al. (2015) verwiesen in ihren Ergebnissen darauf, dass die damals befragten Informantinnen erstaunlich wenig zum Thema Datenteilen im Rahmen der Selbstvermessung zu berichten hatten. Die Autorinnen vermuteten, dass dies der Auswahl ihrer – vornehmlich aus dem universitären Umfeld stammenden – Interviewpartner und deren möglicherweise höherer Sensibilisierung für das Thema geschuldet sei. Da gerade die Untersuchung des Datenteilens im Mittelpunkt unserer Forschung stehen sollte, wollten wir unsere Interviewpartnerinnen daher hauptsächlich außerhalb des studentischen Milieus akquiriert wissen und trafen somit eine "bewusste, kriteriengesteuerte Fallauswahl" (Kelle/Kluge 2010: 43). Daraufhin entwarfen wir einen Projektflyer, in dem wir um die Teilnahme an unserem Projekt baten, und verteilten diesen in Sportartikelgeschäften und Fitnessstudios, da wir dort am ehesten an einer Teilnahme interessierte Selbstvermessende vermuteten. Insgesamt verhalf uns diese Vorgehensweise wie auch die Suche nach Interviewpartnern über unsere weiteren Bekanntenkreise zu 13 leitfadengestützten Interviews. Wenn es uns auch nicht gelang, vornehmlich Interviewpartner aus dem nicht-akademischen Milieu zu akquirieren – lediglich vier unserer Interviewpartner haben keinerlei akademischen Hintergrund – so zeigt sich doch, dass die überwiegende Mehrheit auf die ein oder andere Weise Daten teilt. Kurze Charakterisierungen unserer Interviewpartnerinnen finden sich am Ende dieses Kapitels. Im Sinne des iterativ-zyklischen Forschungsprozesses richteten wir sowohl

weiteres theoretische Sampling als auch unsere Interviewleitfäden an den jeweils bis dahin gewonnenen Erkenntnissen unserer Analysen aus.

Die Analyse unseres Interviewmaterials begann im Sinne der offenen Kodierung mit der line-by-line Analyse. Durch die systematische Befragung der Daten auf Unterschiede und Ähnlichkeiten im Sinne der sog. constant comparative method (Glaser 1965, Glaser/Strauss 1967) erarbeiteten wir hierbei sowohl die Spezifika einzelner Fälle als auch mehrere Fälle abdeckende Konzepte (vgl. Strübing 2014: 15). Mit Voranschreiten des Forschungsprozesses kodierten wir das Material zunehmend axial, d.h. orientiert an den während des offenen Kodierens erstellten Konzepten. Dadurch konnten wir die empirischen Zusammenhänge zwischen ihnen eingehender analysieren. An diesem Punkt stellte sich die Offenheit der Situationsanalyse gegenüber multiplen sozialen Prozessen als äußerst fruchtbar heraus. Laut Clarke verleitet die klassische GT den Forscher in seiner Analysearbeit dazu, einen „Hauptprozess“ auszuwählen (sog. selektives kodieren) und die Analyse somit tendenziell auf eine einzige Interpretation des Datenmaterials zu reduzieren (vgl. Clarke 2012: 58). Die Situationsanalyse schlägt deshalb vor sowohl in der analytischen Arbeit als auch in der Ergebnispräsentation keine einzelne Kernkategorie auszuarbeiten, sondern „den Fokus stattdessen auf die Schlüsselemente, Materialitäten, Diskurse, Strukturen und Bedingungen zu legen, welche die erforschte Situation charakterisieren“ (Clarke 2012: 24). Da wir dementsprechend in unserer analytischen Arbeit vorgehen, konnten wir uns ein komplexes und umfassendes Bild der Praktiken des Datenteiles und ihrer konstitutiven Elemente machen.

Um über das Interviewmaterial hinaus mehr darüber in Erfahrung zu bringen, wie das Thema Datenteilen unter Selbstvermessenden verhandelt wird und welche diskursiven Figuren dabei wirksam werden, erstellten wir Accounts in den Diskussionsforen von *RUNNER'S WORLD* und *MacTechNews* und traten dort über gezielte Einträge in Kontakt mit den sich auf diesen Seiten austauschenden Selbstvermessenden. Parallel dazu sichteten wir Sport- und Fitnessmagazine (bspw. *Men's Health*) und recherchierten Text- und Bildinhalte zum Thema Selbstvermessung aus weiteren Print- und Onlinemedien. Bei deren Analyse stützten wir uns zum einen auf die Bildanalyse auf Basis der Dokumentarischen Methode nach Bohnsack (2001 und 2014), zum anderen auf die Segmentanalyse nach Breckner (2012). Im Sinne der dokumentarischen Methode begannen unsere Bildanalysen

mit Interpretationen, bei denen wir die vorikonographischen, formalen Ebenen des uns vorliegenden Bildmaterials analysierten. Im nächsten Schritt untersuchten und interpretierten wir die ikonographischen Elemente des Materials. Im Anschluss daran erfolgte eine reflektierende Interpretation, bei der wir die formalen Kompositionen und ikonischen Interpretationen des Materials in ihrem Zusammenspiel analysierten, um die Bildanalysen mit dem restlichen Material in Verbindung zu bringen.

Dem Vorgehen der Segmentanalyse folgend richteten wir unseren Fokus auf kleine, sinnhafte Einheiten (Segmente) und deren Zusammensetzungen, wobei einzelne Bildteile auch Bestandteil mehrerer Segmente sein konnten (Vgl. Breckner 2012: 154f): „Den Kern der Segmentanalyse bildet das Wechselspiel zwischen durchaus auch idiosynkratischen Wahrnehmungen einzelner Bildbestandteile, ihrer Beschreibung in verschiedenen Sprechweisen und der analytisch-interpretativen Zuwendung zu ihren potentiellen inner- wie außerbildlichen Bedeutungs- und Sinnzusammenhängen“ (Breckner 2012: 161). Hierbei waren für uns vor allem die „Bedeutungs- und Sinnbezüge“ (Breckner 2012: 151) interessant, die über das jeweilige Bildmaterial hinausgingen und somit auf unterschiedliche Diskurse verwiesen und damit zu unseren Diskursanalysen beitragen.

Zu Beginn des Forschungsprozesses hielten wir den Teilnahmestatus von Apps, Selbstvermessungsgadgets und informationstechnologischen Infrastrukturen theoretisch offen, um die Verteilung von Handlungsträgerschaft zwischen diesen Partizipanden der untersuchten Praktiken analysieren zu können. Zu diesem Zweck führten wir Artefaktanalysen der Apps *Runtastic*, *Runkeeper* und *Endomondo* durch, um einen Einblick in die diesen Techniken eingeschriebenen Möglichkeiten des Teilens, ihre Funktionen und ihren Aufbau zu gewinnen. Hierfür nutzen wir einen eigens entwickelten leitfadenähnlichen Fragebogen, um die „Verteilung [verschiedener] Entitäten auf Handlungszusammenhänge“ (Schubert 2014: 903) analytisch berücksichtigen zu können. Um den Verweisungen des Artefakts zu folgen (vgl. ebd.) und dadurch dessen Funktionsweise zu rekonstruieren zu können, nahmen wir analytisch die Perspektive der App ein. Dabei stellten wir Fragen wie ‚Welche Voraussetzungen müssen zur Verwendung der App gegeben sein?‘, ‚Was vollzieht sich während und unmittelbar nach der Installation?‘, ‚Welche Einstellungen sind fest eingeschrieben, welche sind variabel?‘, ‚Sind bestimmte Verwendungsweisen in

die App eingeschrieben_j und ‚Gibt es sichtbare Interessen der Hersteller, die durch das Artefakt übersetzt werden_j. Da Schubert in Anlehnung an Latour überzeugend darlegt, „dass eine Analyse (auch) profaner Dinge nicht isoliert von deren Gebrauch gelingen kann“ (ebd.: 2) nutzten wir die Apps auch selbst, um uns zu vermessen und so Daten zu generieren.

Der gesamte Forschungsprozess wurde von dem Schreiben von Memos begleitet und strukturiert. In diesen hielten wir Ideen und theoretische Überlegungen fest, formulierten Möglichkeiten des weiteren Vorgehens und explizierten zunehmend die von uns erarbeiteten Konzepte. Neben Datengenerierung und Kodieren beschrieb Strauss in *Qualitative analysis for social scientists* (1987) das Schreiben von Memos als dritten grundlegenden Bestandteil von GT. Im Sinne von Anselm Strauss und Juliet Corbin handhabten wir Memos als „schriftliche Formen unseres abstrakten Denkens über die Daten“ (1996: 170), die uns dabei halfen, unsere Gedankengänge systematisch zu analysieren und weiterzuentwickeln. Außerdem griffen wir bei der Analyse unseres Datenmaterials auf die Software *Atlas.ti* zurück, die zur Unterstützung qualitativ-interpretativer Forschungsprozesse entwickelt wurde und insbesondere den Prozess des Kodierens und das Management der verwendeten Codes erleichtert.

Gegen Ende des Forschungsprozesses nahmen die entstehenden Memos in jenem Maße weniger Bezug zu neuem Datenmaterial, in dem unsere Konzepte an theoretischer Schärfe gewannen. Dies war der Tatsache geschuldet, dass die von uns entwickelte Theorie zunehmend *theoretische Sättigung* (Glaser/Strauss 1967) erfuhr. „Mit Sättigung ist der Punkt im Verlauf der Analyse gemeint, an dem zusätzliches Material und weitere Auswertungen keine neuen Eigenschaften der Kategorie mehr erbringen und auch zu keiner relevanten Verfeinerung des Wissens um diese Kategorie mehr“ beitragen (Strübing 2014: 32). Natürlich trat theoretische Sättigung nicht bei allen Kategorien zur selben Zeit ein; in manchen Fällen war dies früher in anderen später der Fall. Da die einzelnen Teilaspekte der entstehenden Theorie jedoch aufeinander verweisen und einander bedingen, beförderte die Ausformulierung einer Kategorie stets mehr oder minder die Konturierung der übrigen Konzepte und damit das Entstehen weiterer Kategorien. Dieser Prozess ist Ergebnis der *constant comparative method*. Es versteht sich, dass die Methode des theoretischen Samplings und das Kriterium theoretischer Sättigung zusammenhän-

gen: Theoretische Sättigung ist erreicht, wenn durch theoretisches Sampling keine neuen Erkenntnisse gewonnen werden können. Dies ist die Stärke des iterativ-zyklischen Forschungsprozesses in der GT. Die von uns entwickelten theoretischen Konzepte vermögen die Fragen zu beantworten, die sich uns in Auseinandersetzung mit dem untersuchten Feld stellten, und gleichzeitig der Komplexität der Phänomene gerecht zu werden, die dieses Feld prägenden.

3.2.1 Fazit und Anschlussmöglichkeiten

Das Kapitel beschreibt das von uns verwendete breite Methodenarsenal. Dieses wurde im Rahmen des von uns gewählten qualitativen Zugangs über die GT und die Situationsanalyse angewandt und soll der Vielschichtigkeit und Komplexität des untersuchten Forschungsfeldes gerecht werden. Mit einer Kombination aus Interviews, onlinebasierten Gruppendiskussionen sowie Artefakt- und Diskursanalysen durchleuchten wir die von uns untersuchten Praktiken aus verschiedensten Blickwinkeln und können damit nicht nur menschliche Akteure, sondern, ganz im Sinne unserer praxeologischen Perspektive, auch Artefakte und Diskurse in unsere Analyse miteinbeziehen. Die Offenheit unseres Ansatzes ermöglichte es uns, flexibel auf unser Datenmaterial zu reagieren und das Instrumentarium unserer Methoden an den jeweiligen Erfordernissen des Feldes auszurichten. Auch wenn die hier erwähnten methodischen Zugänge bereits eine große Heterogenität aufweisen, wären an einigen Stellen noch Ergänzungen möglich. So hätten wir beispielsweise deutlich mehr Datenmaterial über Internetforen und online verfügbare Medien generieren und zudem weitere Interviews durchführen können, um unsere Analysen theoretisch weiter zu sättigen. Außerdem könnten sich nachfolgende Forschungen eingehender an den von uns aus Fragen der Umsetzbarkeit ausgeschlossenen ethnografischen Zugängen versuchen.

3.2.2 Unsere Interviewpartnerinnen: kurze Charakterisierungen

Hans Pattke: Mann mittleren Alters, Versicherungsvertreter. Nutzt ein Fitbit-Armband und die dazugehörige App als Unterstützung in seinem Abnehmprozess. Dieses verwendet er aufgrund der Empfehlung seiner Tochter.

Bernd Seiler: Ist 25 Jahre alt und aktuell Chemiestudent. Zuvor hat er eine Ausbildung zum Chemisch-Technischen Assistenten abgeschlossen. Er nutzt die App Runtastic, die er von einem Freund empfohlen bekommen hat.

Sofia Bogner: 55 Jahre alt und Erzieherin in einem Kinderhort. Sie nutzt die Health App und Runkeeper auf dem iPhone und hat zusätzlich eine Apple Watch. Die App Runkeeper wurde ihr von ihrer Tochter installiert.

Veronika Schwenk: Ist Anfang 20, Studentin für Lehramt und geht gerne Joggen. Sie nutzt die App Runtastic um ihre Laufleistungen besser nachvollziehen zu können.

Philipp Edler: Hat Informatik studiert und arbeitet inzwischen selbstständig als Betreiber einer Website, mit deren Hilfe auf natürliche Weise verhütet werden kann. Dafür hat er eine App programmiert, weshalb wir ihn als Experten der Herstellerseite interviewten. Ein zweites Mal interviewten wir ihn als Informatikexperten zur Funktionsweise von Apps auf Smartphones.

Jonas Kleber: Ist 29 Jahre alt. Nach einem abgebrochenen Studium der Politikwissenschaft befindet er sich derzeit in Ausbildung zum Brauer und Mälzer. Er nutzt die App NeuroNation, um sich geistig fit zu halten.

Noyam Erdem: Ist Anfang 20 und befindet sich in der Ausbildung zum Polizeimeisteranwärter. Er nutzt die Apps Runtastic und Fitness Point, beide in der kostenpflichtigen Pro-Version. Zudem besitzt er einen Brustgurt und eine Pulsuhr.

Hartmut Schnell: Ist Betriebsleiter in einem gesundheitsorientiertem Fitnessstudio. Das Vergleichen mit Anderen und das Teilen von Daten sieht er als begrenzt hilfreich zur Steigerung der Motivation. Ansonsten sei dies aber eher hinderlich, da jeder nur leisten könne, was im Rahmen seiner körperlichen Möglichkeiten stehe. Das digitale Teilen von Daten scheint ihm völlig neu zu sein.

Christian Mönk: Ist Mitte 30 und Außendienstmitarbeiter. Er nutzt die App Runtastic und hat eine Pulsuhr von Polar.

Jan Weis: Ist Anfang 20 und absolviert eine Ausbildung zum Polizisten. Er nutzt die App Runtastic, auf die er über Gespräche im Freundeskreis aufmerksam geworden ist.

Sina Meier: Ist Anfang 20 und Polizeimeisteranwärterin. Sie nutzt die App Runtastic, von der sie über ihren Bruder, der im Fitnessbereich tätig ist, erfahren hat.

Andrea Schmidt: Ist Ende 20 und Sportwissenschaftlerin M.A. Sie ist sportlich vielseitig aktiv, vor allem aber passionierte Radfahlerin im oberen Amateurbereich, die auch an Wettkämpfen teilnimmt. Sie nutzt einen Garmin Fahrradacho mit GPS, den sie von ihrem Freund geschenkt bekam. Sport und Fitness nehmen einen hohen Stellenwert in ihrem Leben ein.

Sven Altenberg: Ist Informatikstudent und nutzt die App My Fitness Pal, um seine Kalorienzufuhr aufzuzeichnen. Mittels einer weiteren App hält er die Entwicklung seines Gewichts fest.

4 Datenteilen im Rahmen digitaler Selbstvermessung: Definitionen, Partizipanden und Diskurse

Uwe ist 43 Jahre alt und ambitionierter Läufer. Bei seinem letzten Treffen mit einem ebenfalls laufbegeisterten Freund erzählte ihm dieser von einer App, die er sich heruntergeladen habe, um sein Lauftraining besser analysieren zu können. Uwe ist neugierig und beschließt, sich die kostenlose App *BetterRun* ebenfalls auf seinem Smartphone zu installieren und einfach mal auszuprobieren. Über sein Smartphone begibt er sich in den App Store, gibt dort den Namen der App ein, klickt auf „App installieren“ und öffnet die Software nachdem er noch schnell die Datenschutzbestimmungen und Nutzungsbedingungen abgehakt hat. Die App fragt ihn nach körperbezogenen Daten: Körpergewicht, Größe, Alter. Uwe gibt diese ein und tippt sich einige Minuten durch die einzelnen Menüpunkte, um sich einen Überblick über die Funktionen der App zu verschaffen. Dann schließt er die App und nimmt sich vor, sie am nächsten Tag im Rahmen eines kurzen Läufe auszubasteln. Am nächsten Morgen gegenop 9:32 Uhr öffnet er *BetterRun* und wählt die Option „Aufzeichnung starten“ aus. Die App fordert ihn dazu auf, sein GPS zu aktivieren. Nachdem er dies getan hat, verstaut Uwe sein Smartphone in der eigens dafür umgeschnallten Armtasche und läuft die ihm bereits bekannte Strecke in ungefähr 60 Minuten ab. Nach einer kurzen Verschnaufpause nimmt er sein Smartphone zur Hand, um zu überprüfen, was die App in der Zwischenzeit aufgezeichnet hat. Er tippt auf „Aufzeichnung beenden“. Einige Sekunden später zeigt ihm die App in einer visuell leicht nachvollziehbaren Grafik eine Zusammenfassung seines Laufes an. Abzulesen sind daraus die von ihm in der letzten Stunde zurückgelegten Kilometer, die von ihm dafür benötigte Zeit sowie seine Durchschnittsgeschwindigkeit. Unter der Grafik befindet sich ein Button, auf dem „Auf Facebook teilen“ zu lesen ist. Dieser erweckt Uwes Neugier. Nachdem er auf den Button tippt, wird er zur Eingabe seiner Facebook-Login Daten aufgefordert. Er tippt sie ein, um daraufhin die Meldung „Auf Facebook geteilt“ angezeigt zu bekommen. Uwe schließt daraufhin die App und macht sich auf den Heimweg. Zu Hause angekommen loggt er sich bei Facebook ein und wirft einen Blick auf seine Chronik. Dort ist an oberster

Stelle nun die Grafik zu sehen, die er nach seinem Lauf mittels *BetterRun* auf Facebook übertragen hatte. Bereits drei seiner Freunde haben diesen Eintrag geliked, zudem hat der Freund, der ihm von der App erzählt hatte, diesen kommentiert: „Hey Uwe, coole App, wa? Und Gratulation zu diesem guten Lauf. Weiter so!“ Uwe freut sich über das positive Feedback und entschließt sich *BetterRun* auch künftig zu nutzen und weitere Funktionen der App auszuprobieren. Im Laufe der nächsten Wochen zeichnet Uwe seine Läufe regelmäßig mit Hilfe der App auf und informiert sich mehr und mehr über deren Funktionsweise. Da er in den Medien in letzter Zeit vermehrt Schlagworte wie Überwachung, Edward Snowden, NSA-Datenskandal und ähnliches hört, setzt er sich auch eingehender mit den Einstellungen zur Privatsphäre und den Optionen zur Freigabe seiner Daten auseinander. Schließlich ist er aber der Auffassung, dass wer auch immer Interesse an seinen Daten haben könnte, diese gerne einsehen soll – er hat ja nur sein Körpergewicht, sein Alter und seine Größe in die App eingegeben. Und selbst wenn irgendjemand Einsicht in seine mittels der App aufgezeichneten Laufstrecken haben sollte, was könnte dieser damit schon anstellen? Man könnte lediglich in Erfahrung bringen, dass er Sport treibt und sich dadurch fit hält. Oder?

Dieses fiktive Fallbeispiel illustriert digitales Datenteilen im Rahmen der Selbstvermessung indem es beschreibt, welche Praktiken dazu gehören, wie sich diese vollziehen und wer an ihnen beteiligt ist. Dazu bedienen wir uns prägnanter Beispiele aus unterschiedlichen Quellen unseres empirischen Materials. Die Kunstfigur Uwe ermöglicht es uns, knapp und präzise die relevanten und typischen Elemente der Praktiken des Datenteilens zu benennen und damit sowohl einen Überblick als auch einen ersten Zugang zur Thematik zu schaffen. In unserem Beispiel lassen sich verschiedene an der Praktik des Datenteilens beteiligte Instanzen ausmachen: Zum einen sind dies menschliche Partizipanden, zu denen unter anderem Uwe als Selbstvermesser gehört. Aber auch der Freund, der ihm *BetterRun* empfahl, seine Facebookfreunde oder die Mitarbeiter des Unternehmens, dem die App gehört bzw. das sie entwickelt hat, können zu den menschlichen Partizipanden gezählt werden. Zum anderen lassen sich technische Partizipanden ausmachen, zu denen Apps (*BetterRun*) und andere Artefakte (Uwes Smartphone) sowie digitale Infrastrukturen (z.B. Facebook, aber auch das Internet an sich) gehören. Schließlich lassen sich auch diskursive Elemente (z.B. mit Bezug zu Datenschutz) ausmachen,

welche die Situation prägen, in der sich die Praktiken realisieren. Außerdem werden ab Uwes Appinstallation für unsere Forschung relevante Daten geteilt: Einige davon gibt Uwe bewusst preis, andere werden ohne Uwes Wissen bzw. durch seine nur indirekte Beteiligung generiert und weitergegeben.

Im Folgenden setzen wir uns mit dem Begriff der Selbstvermessung auseinander und stellen dar, was darunter zu verstehen ist. Daraufhin erläutern wir, was wir im Rahmen der digitalen Selbstvermessung unter Datenteilen verstehen. Anschließend gehen wir näher auf die menschlichen und technischen Partizipanden der Praktiken des Datenteilens ein, um schließlich auf die in diesen Praktiken erkennbaren Diskurse zu sprechen zu kommen, mit denen wir die Einführung in unser Forschungsthema beschließen wollen.

4.1 Selbstvermessung

Im Allgemeinen fängt Selbstvermessung dort an, wo Körper(re)präsentationen in quantitative Formen gegossen werden. Bezüglich der konstitutiven Merkmale der Selbstvermessung arbeiteten Staiger et al. (2015) in ihren unserer Forschung vorangegangenen Analysen zusammenfassend folgendes heraus:

„Messen, Aufzeichnen, eine (selbst-)experimentelle Haltung, der Wunsch nach Verbesserung, Selbstdisziplin sowie die Notwendigkeit, sich für bestimmte Ziele, Mittel und Wege zu entscheiden, sind wesentliche Merkmale des Phänomens Selbstvermessung; Analyse, Austausch und Wettbewerb sowie eine Art Projektcharakter sind – wenn auch bedeutend – hingegen nicht zwingend notwendig, damit von Selbstvermessung gesprochen werden kann.“ (Ebd.33)

In unserer Forschung richten wir unseren Fokus auf die digitale Selbstvermessung, im Zuge derer sich Selbstvermessende diverser technischer Artefakte (z.B. Apps, Smartphones, Pulsuhren, Fitnesstracker) bedienen, um Daten über sich selbst zu generieren. Zudem besteht dabei die Möglichkeit, dass diese Daten digital über informationstechnologische Infrastrukturen geteilt werden. Uwe möchte die App *BetterRun* zur Dokumentation und Analyse seiner Laufleistungen nutzen. Die App zeichnet die von ihm zurückgelegten Kilometer, die dafür benötigte Zeit sowie seine

Durchschnittsgeschwindigkeit auf und ermöglicht ihm, diese Daten über Facebook mit anderen zu teilen. In unserem Datenmaterial finden sich sowohl Selbstvermessende wieder, die wie Uwe ihre sportlichen Aktivitäten vermessen, um Leistungsverbesserungen und -stagnationen nachvollziehen zu können, als auch solche, die Apps oder Fitnessstracker zur Unterstützung beim Abnehmen (z.B. Kontrolle der Kalorienzufuhr, Anregung zu Bewegung) oder zur Bewahrung und Verbesserung kognitiver Leistungen nutzen („Gehirnjogging“).

Der Begriff der Selbstvermessung vermag nicht treffend zu beschreiben, worum es uns bei der Untersuchung unseres Forschungsgegenstands aus einer pragmatistisch-praxeologischen Perspektive u.a. geht, denn er referiert darauf, dass es einen menschlichen Akteur gibt, der im Vollzug seiner *Selbstvermessung* die alleinige Handlungsträgerschaft besitzt: sich also selbst vermisst. Unsere Verwendung des Begriffes reflektiert die ihm innewohnende subjektbegünstigende Aktivitätsasymmetrie. In unseren Analysen hielten wir die Aufteilung von Handlungsträgerschaft zwischen menschlichen und technischen Partizipanden vorerst offen, da v.a. bei der digitalen Selbstvermessung diverse technische Hilfsmittel involviert sind; deren Beteiligung an den von uns untersuchten Praktiken galt es im Rahmen unserer analytischen Arbeit erst noch aufzuzeigen. Trotz seiner Ermangelung an praxeologischer Trennschärfe erscheint die Verwendung des Begriffes der Selbstvermessung angemessen, da er zum einen mit den Begrifflichkeiten innerhalb diverser Diskurse (z.B. um Datenschutz oder Gesundheit) mit Relevanz für die beforschten Praktiken korrespondiert sowie der an individuellen Handlungslogiken orientierten Ausdrucksweise unserer Informantinnen entspricht.

4.2 Das Datenteilen

Nachfolgend wird der Begriff des Datenteilens zunächst getrennt nach seinen Bestandteilen *Daten* und *Teilen* diskutiert, um anschließend zur Begriffsfindung des *Datenteilens* wieder zusammengeführt zu werden. Der Begriff *Daten* – *Datum* in der Einzahl – ist fester Bestandteil der Alltagssprache geworden. *Datum* verstanden als etwas Gegebenes (*Datum* von lat. „dare“ geben, *Datum* ist grammatikalisch „das Gegebene“) basiert zunächst auf einer positivistischen Weltsicht, in der ein *Datum* Abbild einer eindeutigen Realität ist. Wir dagegen verstehen *Daten* in

Anlehnung an Berger und Luckmann (2004) als Informationen, welche durch die Einbettung in spezifische Wissensvorräte mit Sinn erst versehen werden. Indem wir unser Augenmerk auf die Praktiken und Partizipanden der Datenproduktionen legen, statt Daten als etwas Gegebenes anzunehmen, heben wir den Konstruktionscharakter von Daten hervor. Um zu bestimmen, was Daten im Kontext von Selbstvermessung und Praktiken des Teilens sind und wie sie entstehen, kehren wir zu unserem fiktiven Fallbeispiel zurück.

Was passiert, während Uwe mit aktivierter App laufen geht? Er wird aufgefordert, seinen GPS-Empfänger einzuschalten. Die Positionsbestimmung mittels GPS basiert (stark vereinfacht) darauf, dass Satelliten permanent ihre jeweilige Position in Form numerischer Werte – und das heißt Daten – aussenden, die von GPS-Empfängern erhalten werden. Aus den Positionsdaten mehrerer Satelliten können solche Empfänger dann ihren eigenen Standort errechnen. Da die Position des Empfängers in Uwes Smartphone kontinuierlich neu kalkuliert wird, können zusätzlich seine Laufrichtung und –Geschwindigkeit bestimmt werden. Daten entstehen hier durch zählen (Zeit) oder Kombination verschiedener, bereits existenter Daten (Position, Zeitveränderung). Der GPS-Empfänger mag Grundlage zur Errechnung des Standorts sein, am Zustandekommen der genannten Daten sind jedoch eine Reihe weiterer Partizipanden beteiligt. Satelliten stellen ihre Positionsdaten zur Verfügung, zum Rechnen wird ein Prozessor benötigt, die Zeit wird von einer Uhr gezählt und die Berechnung der Geschwindigkeit erfolgt durch eine in die App implementierte Funktion. Schließlich bedarf es eines Smartphones, das viele dieser Partizipanden integriert, und eines menschlichen Partizipanden – Uwe – der die App einschaltet und sich fortbewegt. Erst aus dem Zusammenwirken dieser technischen und menschlichen Partizipanden entstehen formulierbare Informationen.

Nach dem Lauf bietet die App Uwe eine visuelle Aufbereitung der von ihr aus unterschiedlichen Messungen generierten Informationen an. Auch hier sprechen wir von *Daten* – die benötigte Zeit, die zurückgelegten Kilometer und die Durchschnittsgeschwindigkeit. Er kann sich auch seinen Kalorienverbrauch errechnen lassen: Dazu werden zurückgelegte Distanz und benötigte Zeit mittels einer durch diskursives Wissen geprägten Funktion verrechnet. Als Ergebnis bekommt Uwe ein weiteres Datum von der App ausgegeben. Er kann Informationen wie

Gewicht und Größe in seine App eingeben, um ‚genauere‘ Ergebnisse zu erhalten. Uwe möchte diese Daten auf Facebook teilen und muss dazu wiederum Informationen über sich selbst eingeben: Seinen Benutzernamen und das dazugehörige Passwort. Im Rahmen der Praktiken der Selbstvermessung werden Daten also sowohl von menschlichen Akteuren eingegeben, als auch von technischen Artefakten unter Einfluss diskursiv geprägten Wissens generiert. Diskurse beeinflussen die Praktiken der Datenproduktion auf vielfältige Weise. Zum Beispiel existiert ein von vielen Menschen geteiltes Wissen darüber, dass man sich fit halten sollte. Bevor Möglichkeiten zur Berechnung des Kalorienverbrauchs in Apps implementiert werden können, bedarf es eines gesundheitlichen Diskurses, der eine energetische Maßeinheit mit Nahrungsaufnahme und körperlicher Leistung in Verbindung setzt. Und auch die Partizipation an Formen des Messens körperlicher Aktivität bedarf eines gewissermaßen wissenschaftlichen Anspruchs (vermeintlich) objektive Informationen über den eigenen Körper zu produzieren.

Teilen – so schlicht und leicht verständlich dieser Begriff auch wirkt, vereint er doch eine Vielzahl von Aspekten. Die Übertragung dieses Begriffes auf Daten scheint auf den ersten Blick kaum problematisch zu sein, sprechen wir doch auch im Alltag wie selbstverständlich davon, unsere *Daten zu teilen*. So *teilt* auch Uwe seine Aktivität, also die Daten, die über ihn generiert werden, über Facebook mit seinen Freunden. Unsere Informantinnen sprechen in diesem Zusammenhang davon, dass sie ihre Läufe *mitteilen*, sie also Informationen über sich verbreiten. Unter *Teilen* wird im traditionellen Wortsinn jedoch eher der Aspekt der Verminderung verstanden, aus einem Ganzen mehrere Teile zu machen. Daten hingegen werden beim *Teilen* nicht aufgeteilt, sondern vervielfältigt. *Teilen* wird hier nicht als ein Akt der Zerteilung eines Ganzen verstanden, sondern als Weitergabe einer Kopie. Hier zeigt sich auch das Problem des sprachlichen Umgangs mit dem Begriff *Datenteilen*. Daten sind nicht materiell⁶ und werden daher in anderer Form geteilt: Sie werden nicht vermindert und erfahren auch sonst keine Veränderung. Daher ist

⁶Tatsächlich können Formen der Datenaufbewahrung sehr materielle Probleme schaffen, wofür klassische Archive aber auch die Schaffung immer wieder neuer und effizienterer Speicherkapazitäten anschauliche Beispiele sind. Auch werden immer rechenstärkere Server benötigt, um das *Teilen* immer größerer Datenmengen zu ermöglichen. Die Information an sich kann jedoch als immateriell verstanden werden, da das Wissen von a nicht gemindert wird, wenn es mit b geteilt wird.

oft nicht erkennbar, ob es sich bei einem Datum um ein „Original“ oder eine „Kopie“ handelt bzw. ob ein bestimmtes Datum kopiert wurde; es handelt sich immer um die gleichen Informationen. Für unsere Forschung birgt dies die Erkenntnis, dass oft nicht nachvollziehbar ist, für die Forscherinnen genauso wenig wie für die Beforschten, ob Daten geteilt wurden und mit wem. Teilen – von dem englischen *share* – wird von Unternehmen wie Facebook verwendet, um den Sachverhalt zu umschreiben, dass anderen Informationen zugänglich gemacht – mitgeteilt – werden. Es handelt sich dabei um einen überaus positiv besetzten Begriff. Als Kinder lernen wir mit unseren Freunden zu teilen. Das Teilen des eigenen Besitzes mit Bedürftigen ist ein wichtiges christliches Motiv. Altruistische Motive kommen auch in dem Ausspruch „Sharing is Caring“ (vgl. Kap.3.1) zum Ausdruck. Solch positive Bedeutungen entfalten ihre Wirkung ganz unabhängig von der Tatsache, dass ein Teilen im Sinne der Verminderung eines Ganzen gar nicht stattfindet. In Verbindung mit der interaktionistischen Erkenntnis, dass soziale Wesen stets anderen Informationen über sich mitteilen (vgl. Kap.6.3), macht dies das Teilen von Daten überaus attraktiv.

Sprechen wir nun vom *Datenteilen*, zeigt sich, dass sich dieses durch unterschiedliche Qualitäten auszeichnet und es sich also lohnt von Praktiken des Datenteilens in der Mehrzahl zu sprechen. Die Vielzahl der Partizipanden, die nicht nur an der Generierung der Daten, sondern auch am Teilen derselben beteiligt sind, lässt eine Reihe an Fragen aufkommen: Wer oder was teilt Daten? Wissen die menschlichen Partizipanden, dass Daten geteilt werden? Und: Wissen sie auch, mit wem oder was sie Daten teilen? Praktiken des Datenteilens werden in manchen Konstellationen (der beteiligten Instanzen) als solche erkannt und verarbeitet, in anderen jedoch nicht. In diesem Zusammenhang sprechen wir von intentionalem bzw. nicht-intentionalem Datenteilen. Beim prominent gewordenen Klick auf den Teilen-Button sind menschliche Partizipanden direkt am Teilen von Daten beteiligt. In unserem Beispiel tippt Uwe auf die Schaltfläche „Auf Facebook teilen“ und teilt damit einer durch ihn in den Facebook-Einstellungen festgelegten Personen-Gruppe die Ergebnisse seines Laufes mit. Hierbei handelt es sich um ein intentionales Datenteilen mit anderen. Technische Partizipanden sind insoweit involviert, als dass sie das Teilen durch die Verknüpfung zu Facebook über die Infrastruktur des Internets ermöglichen.

Bei der Installation von *BetterRun* gab Uwe bereits sein Alter, seine Größe und sein Gewicht ein. Wie auch in obigem Beispiel findet die Eingabe der Daten im Vordergrund statt; der menschliche Partizipand sieht, um welche Daten es sich handelt, und nimmt die Eingaben selbst vor. Es handelt sich dabei zunächst um ein Teilen von Daten mit der App als technischem Partizipanden. Jedoch können Daten auch ohne menschliches Zutun und eventuell auch ohne sein Wissen von den technischen Artefakten geteilt werden. Dieses Teilen verläuft meist im Hintergrund, z.B., wenn Apps Daten an Unternehmen, Gadgets o.Ä. weitervermitteln. Mit dem vorangehenden Klick auf die AGB stimmt Uwe bei der Installation der App selbst zu, dass eingegebene wie generierte Daten an das hinter der App stehende Unternehmen weitergegeben werden können. Auch die Art von Datenfreigabe durch menschliche Partizipanden und Datenweitergabe durch technische Partizipanden verstehen wir als Datenteilen. Uwe mag mehr oder minder bewusst sein, Einverständnis zu den in den AGB festgehaltenen Vertragsbedingungen geben. Da er diese aber nicht gelesen hat, erfolgt die Datenfreigabe seinerseits sowie die Datenweitergabe von Seiten der App ohne sein Wissen, also nicht-intentional. Von uns untersuchte Unternehmen behalten sich in ihren Datenschutzbestimmungen vor, sowohl von der App generierte Daten als auch allgemeine Nutzerdaten mit Dritten teilen zu können: Bei Geschäftsübernahmen oder dem Verkauf bestimmter Dienstleistungsstränge, der Anstellung von Dritt-Unternehmen zur Übernahme von Dienstleistungen und aus rechtlichen Gründen. Zudem wird in den von uns untersuchten Privacy Policies auch die Verwendung von Nutzerdaten zum Zwecke der ‚Verbesserung der angebotenen Dienstleistungen‘ als Recht der Unternehmen aufgeführt (vgl. beispielhaft Runkeeper, 08.03.2016). Mit den Unternehmen sind also weitere Partizipanden benannt, mit denen einerseits Daten geteilt werden, die jedoch auch Daten weitergeben und –verarbeiten.

Das Teilen von Daten lässt sich jedoch nicht nur anhand der Unterscheidung intentional/nicht-intentional beschreiben. Gerade bei der Angabe von Uwes Körpergewicht, Größe und Alter mag es sich um eine intentionale Eingabe, gleichzeitig aber um nicht-intentionales Datenteilen handeln. Es erscheint sinnvoll, dies als manuelles Datenteilen zu bezeichnen. Diese Qualität des Datenteilens bezieht sich auf die Handlungsträgerschaft der beteiligten Entitäten. Ein manuelles Datenteilen bedarf besonderer menschlicher Partizipation in dem Sinne, als dass es eines spezifi-

schen Aktes von menschlicher Seite bedarf; auch das Tippen auf den Teilen-Button wäre damit gemeint. Durch Betätigen der Schaltfläche bestimmt Uwe, dass er die Daten teilen möchte. Allerdings wäre dies ohne den automatisierten Vorschlag der App ungleich komplizierter und demnach auch unwahrscheinlicher. Hier klingt also schon das Gegenstück des manuellen Teilens an: das automatische Datenteilen. Hiermit ist die Substitution des Datenteilens durch menschliche Beteiligung von technischer Seite gemeint. Der menschliche Aktivitätsgrad nimmt also von manuell zu automatisch ab, umgekehrt nimmt im gleichem Maße die Handlungsträgerschaft von technischen Aktanten zu. An einem Ende dieses Kontinuums wird das Teilen gänzlich (d.h. automatisch) vom technischen Artefakt übernommen. In vielen Fällen ist für solches, automatisches Teilen jedoch zuvor die Autorisierung von menschlicher Seite vonnöten, wie bei der Zustimmung zu AGB und Datenschutzbestimmungen. In vielen Fällen, wie dem Teilen über Facebook, handelt es sich um ein Zusammenspiel von manuellem und automatischen Datenteilen.

Es wurde gezeigt, dass sowohl *Daten* als auch *Teilen* facettenreiche Begriffe sind und sich das *Datenteilen* anhand verschiedener Qualitäten beschreiben lässt. Intentionales/ nicht-intentionales sowie manuelles/ automatisches realisieren sich durch Beteiligung verschiedenster Partizipanden. Diese werden in den folgenden Abschnitten näher beschrieben.

4.3 Partizipanden der Praktiken des Datenteilens

Bei unseren Analysen beziehen wir uns stark auf die Praxistheorien von Reckwitz und Hirschauer. Die praxeologische Sicht nimmt nicht nur klassische Akteure wahr, sondern verortet Sinn und Handlungsteilhabe auch in Objekten. Sowohl menschliche als auch dingliche Teilnehmer an Handlungen nennen sie Partizipanden. Im folgenden Abschnitt wollen wir die Partizipanden an den Praktiken des Datenteilens genauer definieren und ihre Rolle für die folgenden Analysen genauer beleuchten.

4.3.1 Menschliche Partizipanden: Selbstvermesser und kollektive Akteure

Wenn wir nun einen kurzen Blick darauf werfen, wer als Akteur an der Praktik des Datenteilens beteiligt ist, sind Uwe und sein Freund als Appnutzer und damit menschliche Partizipanden zu identifizieren. Sie sind die kreativen Akteure, die nach ihren Möglichkeiten mit den dargebotenen Funktionen umgehen und diesen Sinn verleihen. Uwe akzeptiert die AGB, gibt seine körperbezogenen Daten ein und klickt auf ‚Los geht’s!‘ damit die App auf seinem Smartphone mit der Messung beginnt. Uwe kann, sofern er das nicht in den Einstellungen der App auf automatisch gestellt hat, auf den ‚Teilen‘-Button tippen, damit die generierten Daten auf einer der von ihm gewählten sozialen Plattform geteilt werden. Mit jedem dieser Klicks und Eingaben werden Daten geteilt, und zwar zunächst zwischen Uwe, dem Artefakt und dem Herstellerunternehmen. Beim Posten auf sozialen Netzwerken werden weitere menschliche Partizipanden sichtbar, diejenigen die lesen und kommentieren und das Netzwerk selbst. Einige unserer Informantinnen teilen ihre Aktivitäten mit der Intention, dass andere Menschen diese sehen und darauf reagieren, etwa in Form von Kommentaren oder Likes auf sozialen Netzwerken. Damit sind auch die Leser, Kommentatoren und diejenigen, die auf ‚Gefällt mir‘ drücken, als menschliche Partizipanden Teil der Praktiken des Datenteilens.

Auf sozialen Netzwerken zu posten ist eine sehr voraussetzungsvolle Praktik: Es wird eine digitale Infrastruktur benötigt, also die Seite des (digitalen) sozialen Netzwerks und das Internet als Kommunikationsmedium. Diese Komponenten müssen schließlich von den Programmierern in die App integriert werden. Als weitere menschliche Partizipanden gestalten und entwickeln sie das Format, in der die Praktik vollzogen wird. Sie programmieren, welche Daten wie generiert und visualisiert und weitergegeben (d.h. geteilt) werden. Sie können jedoch nicht losgelöst von anderen Entitäten betrachtet werden, die ebenfalls an den Praktiken teilhaben und unter dem Begriff *kollektive Akteure* subsumiert werden können. So sind neben Unternehmen wie Facebook, Twitter, Instagram, aber auch diversen Online-Communities zudem die Hersteller von Selbstvermessungs-Apps als solche kollektiven Akteure zu zählen, die wichtige Partizipanden des Datenteilens darstellen. Sie geben die Gestaltung, Funktionen, Einstellungen etc. der App vor und

wirken damit konstitutiv für die entsprechenden Praktiken des Datenteilens. Als Partizipanden des Datenteilens können sie allerdings auch nur unter Berücksichtigung der Gesetzgebung betrachtet werden, wobei dies ein Bereich ist, der über die Datenschutzrichtlinien der Unternehmen nur einen mittelbaren Einfluss auf die von uns untersuchten Praktiken zu haben scheint. Auch aufgrund fehlender Thematisierung seitens unserer Interviewpartnerinnen lagen die gesetzgebenden Partizipanden nicht im Fokus unserer Forschung. Für nachfolgende Arbeiten zu diesem Themenfeld wäre die weitere Untersuchung des mittelbaren Einflusses der Gesetzgebung ein interessanter Aspekt.

4.3.2 Technische Partizipanden: Apps, Artefakte und Infrastrukturen

Neben menschlichen sind an den Praktiken des Datenteilens auch eine Vielzahl technischer Partizipanden beteiligt. So nutzt Uwe eine App, also eine programmierte Anwendung, die er von einer Online-Plattform auf sein Smartphone laden kann. Die App bedient sich der Hardware des Smartphones, funktioniert aber nur über das Betriebssystem des Gerätes und greift auf dessen Funktionen zu. Für die Aufzeichnung seines Laufs benötigt Uwe eine GPS-Verbindung, wozu wiederum Satelliten notwendig sind. Für das Teilen seiner Selbstvermessungsdaten auf Facebook ist eine Internetverbindung notwendig, zudem Server, elektrische Leitungen etc. Diese lassen sich als digitale Infrastrukturen zusammenfassen. Sie sind als Partizipanden für die Praktiken des Datenteilens relevant, da sowohl Praktiken des Vermessens als auch das Teilen der gemessenen Daten (wie auch aller weiteren im Zuge der Selbstvermessung generierten Daten) ohne sie nicht möglich wäre: Sie ermöglichen sozusagen die Partizipation einer Reihe weiterer Partizipanden. Zusammenfassend bedeutet dies, dass Apps und andere Software der Selbstvermessung an materielle Artefakte gebunden sein müssen, um überhaupt funktionsfähig zu sein, und dass solche Artefakte wiederum in digitale Infrastrukturen eingebunden und miteinander vernetzt sein müssen, um an Praktiken beteiligt sein zu können. Diese Materialisierung und Einbettung setzt dem Umgang mit Apps und Artefakten zugleich auch Grenzen: Für eine umfassende Aufzeichnung der (Lauf-) Strecke sowie damit in Zusammenhang stehender Parameter (Distanz, Höhenmeter etc.) ist ein dauerhaftes GPS-Signal notwendig. Wird dieses unter-

brochen, bricht auch die Aufzeichnung ab. „die Apps sind stark abhängig von der verwendeten Hardware [...] und bei Sat-Verlust [...] wird die Aufzeichnung einfach beendet.“ (W_T_Ausrüstungsforum Z.91-95)^b. Die in diesem Zitat angesprochene Hardware-Abhängigkeit führt zu weiteren, auf den ersten Blick trivial erscheinenden Einschränkungen. Die GPS-Aufzeichnung sowie der Betrieb der App benötigen Strom, da sie auf der Hardware des Smartphones laufen und zusätzliche Leistung fordern. Ist der Akku des Smartphones leer bzw. reicht die Kapazität nicht aus, ist eine Beteiligung dieser technischen Partizipanden an Selbstvermessungspraktiken nicht möglich. In solch einer Situation würden sich denn auch die entsprechenden Praktiken nicht realisieren.

Apps und andere technische Selbstvermessungsartefakte weisen zudem einen besonderen Grad der Beteiligung an den von uns untersuchten Praktiken auf. Einerseits nehmen sie gewissermaßen eine Mittlerfunktion zwischen Selbstvermessenden und den Servern bzw. digitalen Infrastrukturen ein, mit deren Hilfe Daten geteilt werden können. Andererseits werden bestimmte Daten erst durch die App als Mittlerin der übrigen im Smartphone integrierten technischen Artefakte generiert. Die zentrale Rolle ihrer Handlungsbeteiligung zeigt sich auch über die Akteursqualitäten, die ihnen von unseren Informanten explizit zugeschrieben werden. So äußert Noyam Erdem beispielsweise, dass seine App „des nicht mehr, so möchte, dass ich des hochlade“ (I_Noyem Erdem Z.131f, vgl. auch Kap. 6.3). Auch am Beispiel von Uwe zeigt sich: die App *handelt*. Sie fordert die Eingabe von Daten sowie zum Einschalten des GPS auf, sie generiert Daten, stellt Aktivitäten in Form visuell aufbereiteter Daten dar und bietet das Teilen dieser Daten an.

Doch die App kann für deren Nutzerinnen auch weniger offensichtlich in Aktion treten: Bereits mit dem Akzeptieren der Allgemeinen Geschäftsbedingungen – ein Vorgang, der bei vielen unserer Informanten routiniert abläuft – kann der App durch deren Nutzer die Zustimmung zur Durchführung einer ganzen Fülle von Vorgängen erteilt werden, die mit dem Thema Datenteilen verknüpft sind. So können bspw. bestimmte Daten vom Speicher des Smartphones in eine Cloud geladen, an externe Server des Herstellerunternehmens weitergegeben oder mit anderen Partnerunternehmen geteilt und durch diese ausgewertet werden. Beispielhaft kann hierfür die Verknüpfung von Runtastic und Google angeführt werden:

„Google will use the information collected on behalf of the website operator to evaluate your use of the Runtastic.com platform, to compile reports about your activities within the Runtastic.com platform, and to provide further services to Runtastic related to the use of the Runtastic.com platform and Internet use.” (Runtastic Inc. 2016, Privacy Policy)

Dass Apps die ihnen zugeschriebenen Dinge leisten können, ist das Resultat von Funktionen, die den Artefakten während der Programmierung eingeschrieben werden. Artefakte sind demnach keineswegs vollständig autonom handelnde Instanzen, sondern werden nur in dem Maße handlungsfähig, welches Entwickler und Nutzer ihnen ermöglichen. In einem Experteninterview mit dem App-Entwickler Philipp Edler brachten wir in diesem Zusammenhang in Erfahrung, dass eine App generell erst handlungsfähig wird, wenn der Nutzer die Zustimmung dazu erteilt. Dies geschieht meist beim Download aus dem App Store, wenn der Nutzerin angezeigt wird, welche Berechtigungen/Zugriffe die App benötigt (häufig sind dies Kontaktdaten, GPS-Verbindung, Kamera, Fotos etc.). Diesen muss einmalig zugestimmt werden, bevor die App die nötigen Berechtigungen vom Betriebssystem erteilt bekommt. Erneut wird hier also der Stellenwert der Zustimmung sowohl zu den AGB als auch zu den Zugriffsrechten der App ersichtlich, gewissermaßen als letzte zu überschreitende Schwellen zur (erfolgreichen) Nutzung der App. Nach dem Überwinden dieser Zugangsbarrieren können die technischen Partizipanden ihren Dienst schließlich relativ unabhängig von den Nutzern ausführen. Sie sind es, die messen, berechnen und darstellen, aufbereiten und manchmal auch analysieren und bewerten. Dass und was letztlich vermessen wird, bleibt dabei dennoch eine Auswirkung von Entscheidungen, die Hersteller und Programmierer zuvor getroffen haben. In diesem Prozess werden zugleich auch Normwerte, Standards und weitere diskursive Elemente implementiert, welche die Praktiken des Vermessens und Datenteilens (stellenweise maßgeblich) mitgestalten.

4.4 Diskursive Elemente in den Praktiken des Datenteilens

Wie in unserem fiktiven Beispiel erwähnt, informiert sich Uwe nach einiger Zeit der App-Nutzung auch über die darin enthaltenen Möglichkeiten zur Anpassung der Privatsphäreinstellungen und der Optionen zur Freigabe seiner Daten. Dies tut er vor allem auf Grund der zahlreichen medialen Debatten, die in jüngster Zeit um das Thema Datenschutz im Internet geführt werden. Sowohl Uwe als auch die von uns Befragten machen sich bis auf eine Ausnahme (Noyam Erdem) Gedanken darüber, inwiefern ihre Daten tatsächlich vor (unberechtigter) Nutzung durch andere geschützt sind. Darüber, wie die Daten, die sie von sich preisgeben, verwendet werden könnten, haben sie allerdings nur vage Vermutungen (vgl. Kap.5.4.1). Dieses Wissensdefizit lässt sich ebenso hinsichtlich der genauen Inhalte der bei der App-Installation abgehakten allgemeinen Geschäftsbedingungen und Datenschutzbestimmungen attestieren. Der Datenschutzdiskurs ist in technische Artefakte bereits auf vielfältige Weise eingeschrieben: Bevor eine App installiert werden kann, verlangt sie ausdrücklich die Erlaubnis, Zugriff auf bereits auf dem Smartphone vorhandene Daten zu erhalten und die von der App generierten Daten weitergeben zu dürfen. Weiterhin verweisen die Privatsphäreinstellungen in den Artefakten selbst auf die größeren Datenschutzdiskurse.

Neben dem Datenschutzdiskurs sind weitere diskursive Elemente erkennbar, die sich sowohl in die Artefakte eingeschrieben finden als auch im allgemeinen Rahmen der digitalen Selbstvermessung. Uwe setzt sich zwar eingehender mit den Möglichkeiten zum Schutze seiner Daten auseinander, nutzt die App allerdings trotz seiner Bedenken weiter. Dies tut er zum einen, weil er sich sagt, dass man mit den Daten, die er im Rahmen der Appnutzung von sich preisgibt, nicht besonders viel anfangen kann, zum anderen deshalb, weil er sich denkt, dass wer auch immer an seinen Daten interessiert sein könnte, hauptsächlich feststellen würde, dass er gerne Sport treibt und sich dadurch fit hält. Vor allem in diesem letzten Gedankengang spiegelt sich Diskurse um Gesundheit und Fitness wider, im Rahmen derer dem Treiben von Sport ein hoher Stellenwert zukommt. Gegenwärtig gewinnt dieser dadurch an Bedeutung, dass verschiedene Versicherungen ihren Mitgliedern anbieten, die Beiträge an ihrem Lebensstil orientiert auszurichten: Wer beispielsweise (über die Nutzung entsprechender Artefakte) nachweislich Sport treibt, zahlt weniger oder

erhält Bonusleistungen (Birnbaum et al. 2014). Die durch die App aufbereitete Visualisierung von Trainingsergebnissen in Form von Ranglisten und der Berechnung von Indizes verweisen zudem auf Diskurse um Selbstoptimierung und stetige Verbesserung. Letztlich verweist bereits das Vorhandensein eines Teilen-Buttons sowie dessen prominente Hervorhebung durch die App („Teile diese Aktivität mit deinen Freunden“) auf einen vorherrschenden Trend, dessen unterschiedlichen Dimensionen in Kapitel sechs näher beleuchtet werden.

5 Legitimierungsstrategien

Die Analyse unseres Datenmaterials hat uns schnell vor Augen geführt, dass die Praktiken des Datenteilens immer im Kontext des Datenschutzdiskurses betrachtet werden müssen. Immer wieder verweisen die Interviewten auf die Datenschutzdebatte rund um NSA, Facebook und WhatsApp, aber auch Forenbeiträge und Zeitungsartikel greifen diese Thematik auf. Mögliche Probleme im Umgang mit diesen Selbstvermessungsdaten werden immer wieder relevant gemacht, da die gewonnenen Daten sensible Einblicke in das „persönliche“ Leben der Selbstvermesser gewähren können. Dadurch wurde uns klar, dass die von uns untersuchten Praktiken des Datenteilens auf einen größeren Datenschutzdiskurs verweisen, innerhalb dessen sie thematisiert, bewertet und geprägt werden und der somit einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf eben diese Praktiken und ihre Partizipanden ausübt. So hat der Datenschutzdiskurs das Potenzial, Irritationen und Zweifel im routinier- ten „Handlungsstrom“ (Dewey 1938: 238) hervorzurufen, werden die Handelnden mit möglicherweise abweichenden kulturellen Normen, Zielen und Anrufungen konfrontiert. Solche Zweifel ziehen in der Logik des Pragmatismus einen Problemlösungsprozess nach sich, der den Versuch darstellt, mögliche Zweifel und Irritationen zu beseitigen und – durch Anpassung der Handlungseinstellung – wieder in den Modus des Routinehandelns überzugehen. Grundsätzlich sind viele Möglichkeiten denkbar, Irritationen in Form von Datenschutzbedenken aufzulösen. Eine denkbare Anpassung der Handlungseinstellung wäre bspw. der grundsätzliche Verzicht auf das Teilen von Daten. Hingegen erarbeiteten wir aus unserem Datenmaterial eine ganz andere Möglichkeit, diese Handlungsunsicherheiten aufzulösen: die Verwendung einer großen Vielfalt von Legitimierungsstrategien. Darunter verstehen wir jene Strategien, die in der selektiven Aneignung und strategischen Wiedergabe diskursiven Wissens bestehen und den Zweck haben, Probleme und Widersprüche zu beseitigen und somit das eigene Handeln in Einklang mit diskursiv vermittelten Normen von Privatheit und Datenschutz zu bringen.

5.1 Datenschutzdiskurs und Interviewsituation

In Anbetracht der medialen Präsenz des Datenschutzdiskurses ist es wichtig, diesen als Referenzrahmen von Legitimierungsstrategien nicht aus den Augen zu verlieren. So titelt *Die Zeit* beispielsweise „Wir werden vermessen“ (Hauser 2015) und verweist in ihrem Artikel neben der Nützlichkeit der Selbstvermessung auch auf Fragen der Freiheit des Individuums und seiner Privatsphäre: „Irgendwo sitzt jemand, der uns durchschaut und unsere intimsten Geheimnisse kennt.“ Die hier angesprochenen Möglichkeiten und Gefahren des Datenteilens werden unter dem Stichwort Big Data zusammengefasst. Auch *Der Spiegel* warnt in dem Artikel „Der überwachte Körper“ (Bethge 2012) vor der „Horrorvision“ der kompletten Überwachung. Und die *Welt* schreibt, „Kassen nutzen Fitness-Apps zur Datensammlung“ (Brüggen-Freye 2014): und hebt dabei hervor, dass vor allem Krankenkassen und Versicherungen die Nutznießer der Big Data sind; eine Argumentation, die auch in unserem Datenmaterial vorkommt: „und nich nur die Generali, ich glaub auch noch eins zwei andere Versicherer, überlegen sich, dass sie jetzt sagen, ich guck wie mein Kunde lebt, wenn er gesund lebt, dann kann ich ihm günstigere Prämien in der Personversicherung machen“ (I_Hans Pattke Z.250-252). Unseren Interviewten ermöglicht der Verweis auf diesen wesentlich größeren Diskursrahmen, verschiedene Legitimierungsfiguren als Rechtfertigung der Praktiken des Datenteilens anzuführen. Selbstvermesser verweisen in ihren Sprechakten – wie andere Menschen auch – stets auf diskursiv vorhandenes Wissen, welches jedoch im Interview auf eine Weise interpretiert und praktisch verwendet wird, die auf eine Funktion der Verweise als Rechtfertigungs- oder Legitimierungsstrategien schließen lässt.

Dabei ergeben sich nicht alle Legitimierungsstrategien unmittelbar aus den im Datenschutzdiskurs vorhandenen Argumenten für oder gegen das Datenteilen, auch wenn sie Bezug darauf nehmen. Sie entstehen auch ad hoc bzw. intuitiv aus der Interviewsituation. So ist die Unterscheidung von schützenswerten und weniger schützenswerten Daten nicht ausschließlich eine Folge von Diskursen, sondern das Resultat flexibler und situativer Anpassungen an die praktischen Erfordernisse. Die Legitimierung der Praktiken des Datenteilens erfolgt daher nicht ausschließlich anhand verschiedener Diskursbezüge, sondern hängt auch von praktischem Wissen und eigenen Erfahrungen um die geschilderten Praktiken sowie den situa-

tiven Erfordernissen des Gespräches ab. So beschreibt einer der Interviewten die Rolle des Datenschutzes für die Selbstvermessung wie folgt:

„FÜR mich is eigentlich, ja, in dem Sinne nich wichtig, dass es, da ich noch nie negative () Erfahrungen damit gemacht habe, dass meine Daten irgendwie, an Dritte weitergeleitet werden, und wenn’s so isch was wahrscheinlich so sein wird oder ist, hab ich noch nie negative Erfahrungen gemacht daher, spielt’s für mich eigentlich keine Rolle.“
(I_Noyam Erdem Z.151-155)

Ein gewisses Bewusstsein über Diskurse rund um Datenverkehr und –Sicherheit ist vorhanden, persönlichen Erfahrungen mit entsprechenden Praktiken jedoch der Vorrang gegeben. Das Fehlen negativer Folgen dieser Praktiken wird zu ihrer Legitimierung herangezogen. Damit soll nicht abgestritten werden, dass es so etwas wie ein vorgefertigtes Deutungsmuster gibt, das vom Diskurs geprägt ist, sondern lediglich der Tatsache Rechnung getragen werden, dass auch eine pragmatische Problemlösungsstrategie Anwendung findet. Es muss also zwischen dem Datenschutzdiskurs einerseits und der Interviewsituation andererseits als situative Rahmen von Legitimierungsstrategien unterschieden werden.

5.2 Kosten-Nutzen-Abwägungen

Bei der Analyse sowohl der Interviews als auch der Diskursfragmente stießen wir immer wieder auf Phänomene, die wir mit dem Begriff der Kosten-Nutzen-Abwägung zu fassen versucht haben. So äußert etwa Jan Weis im Interview, dass er einen konkreten Nutzen sehen müsse, wenn er Daten angeben soll: „Ich geb so ned gern so viel preis von mir, also[...] Solang ich keinen Nutzen davon hab und seh, des ist jetzt sinnvoll und des bringt mir jetzt auch was, dass ich des angeb dann geb ichs auch ned an“ (I_Jan Weis Z.132-134). Ebenso Bernd Seiler, der jedoch von einer Abwägung zwischen Nutzen und Schaden spricht:

„[F]ur mich persönlich ist halt dann der Nutzen größer als der Schaden weil wenn ic- die App hat mich schon ein bisschen motiviert auch ofers Laufen zu gehen, weil es eben auch aufgezeichnet wird und ja deswegen hab ich mich halt so entschieden.“ (I_Bernd Seiler Z.55-57)

Die Interviewten argumentieren also für oder gegen die Nutzung von Apps aufgrund des wahrgenommenen Nutzens im Vergleich zu den wahrgenommenen Kosten. Dabei machen sie Anleihen bei verschiedenen Diskursen, um ihre Argumentation zu stützen. Es lassen sich zwei verschiedene Positionen in Bezug auf die Kosten ausmachen: 1. Apps können umsonst sein oder Geld kosten (Fokussierung auf monetäre Kosten) 2. Es gibt nichts umsonst (die Daten, das Einblenden von Werbung oder das Mit-Installieren von Software fungiert als Bezahlung).

5.2.1 Monetäre Kosten

Eine in einem Online-Diskussionsforum geäußerte Meinung geht davon aus, dass, wenn eine App (konkret: Runtastic) umsonst ist, es sich dabei um ein gutes Angebot handelt: „Für Profis ist das sicher alles zu ungenau - aber das Ding ist, soweit ich mich erinnere: umsonst und damit aus meiner Sicht ein Superspielzeug“ (W_T_Anfängerforum Z.604-606). Für die Forennutzerin machen die nicht vorhandenen monetären Kosten den Umstand wett, dass der Nutzen der App geringer ist, als bei Profi-Geräten. Insofern lässt sich diese Haltung unter dem Kosten-Nutzen-Aspekt beschreiben, obgleich keine Kosten ausgemacht werden, eine Abwägung im engeren Sinne also nicht stattfindet. Nur wer sich ein kostenpflichtiges Artefakt zulegt, muss dieser Ansicht nach zwischen Kosten und Nutzen abwägen. Anders bei Jan Weis, demzufolge die App Runtastic genau so viel könne wie eine Fitnessuhr, jedoch viel günstiger sei. Daher bevorzuge er die App, weil sie bei gleichem Nutzen weniger monetäre Kosten verursache:

„Aber ich muss sagen die Runtastic Sachen die sind eigentlich genauso genau und mit denen kann man genauso viel anfangen und so ne GPS Uhr ist eigentlich überflüssig, des geht mit Runtastic alles genauso gut () und Runtastic ist dann halt auch viel günstiger, weil die Uhr die hat 200 Euro gekostet und die hab ich dann halt relativ teuer wieder verkaufen können, aber es war trotzdem eigentlich blöd und das Runtastic ist geschickter.“ (I_Jan Weis Z.415-420)

Auch ein anderer Nutzer äußerte in einem Internetforum, dass keine Notwendigkeit bestehe monetäre Kosten aufzubringen, da hierdurch kein zusätzlicher Nutzen

entstehe. „Bei der Gratisversion [von endomondo] war alles dabei, was ich brauche“ (W_T_Anfängerforum Z.446f). Andere Selbstvermessende kommen bei monetären Kosten-Nutzen-Abwägungen zu einem anderen Ergebnis, da für sie kostenpflichtige Appversionen mit zusätzlichem Nutzen einhergehen. Dieser weitere Nutzen kann sowohl in den erweiterten Funktionen der App als auch in der „Ernsthaftigkeit“ (I_Sven Altenberg Z.408) begründet liegen, die mit (erhöhtem) monetärem Einsatz einhergeht. Dem Argument der Ernsthaftigkeit liegt die Annahme zugrunde, dass mit steigenden monetären Kosten auch eine gesteigerte Ernsthaftigkeit im Sinne von dauerhaftem Interesse an den vermessenen Praktiken einhergeht: „Also, Geld- Geldeinsatz ist ja auch immer ne gewissen ähm, Bekundung von von Ernsthaftigkeit (lacht) die man die man da irgendwo hat“ (I_Sven Altenberg Z.406-408). In diesem Sinne wären getätigte Investitionen also ein weiterer disziplinierender Faktor bzw. eine Motivation. Diese Aussage relativiert Sven Altenberg jedoch im Anschluss daran sofort wieder, indem er seine Bereitschaft, Geld für eine App auszugeben, daran koppelt, dass diese „schon wirklich was richtig gutes können“ müsse (I_Sven Altenberg Z.410). Dabei bleibt offen, was damit konkret gemeint sein könnte. Zum zweiten Argument bezüglich größeren Nutzens durch monetäre Kosten, der Funktionserweiterung, äußert etwa Noyam Erdem: „Am Anfang hatt’ ich noch die Runtastic, n: die normale App, die, kostenlos herunterzuladen ist. (2) Bloß irgendwann hat die mir nicht mehr ausgereicht, weil sie nicht die Statistiken bewertet. Dann hab ich mir die Pro App runtergeladen, 4,99“ (I_Noyam Erdem Z.19-22). Jan Weis antwortet auf die Frage, ob er eine kostenpflichtige Version habe: „Ja des ist halt hauptsächlich wegen der- wegen der Durchsage nach jedem Kilometer, mit der Zeit. Weil des gabs bei der Version wo umsonst war nicht“ (I_Jan Weis Z.27-28). Beide Interviewpartner sehen also die Erweiterung der Funktionen bei der Pro-Version als zusätzlichen Nutzen an, der anfallende monetäre Kosten rechtfertigt. Dabei geht es einmal um die Bewertung der Leistung nach der Generierung und im anderen Fall um einen unmittelbaren Überblick über die Leistung während der Generierung. Auch in den Diskursfragmenten taucht die Kosten-Nutzen Abwägung in Bezug auf monetäre Kosten und erweiterte Funktionen auf. Die Überlegungen beziehen sich nicht auf eine App, sondern auf die Apple-Watch: „Viele Modelle [der Apple-Watch] kosten mehr als das iPhone, doch die Watch kann auf den ersten Blick weniger“ (Häntzschel 2015).

Hier werden also erhöhte monetäre Kosten mit einem Mehr an Funktionen in Verbindung gebracht, wobei diese als einzige Legitimierung höherer Kosten akzeptiert werden.

Es lässt sich also festhalten, dass für bestimmte App-Nutzerinnen die Funktionen der Gratis-App-Versionen als völlig ausreichend erscheinen und sie nach einer Abwägung von Kosten und Nutzen kein Erfordernis sehen, monetäre Kosten für eine Premium-App-Version auf sich zu nehmen. Andere Nutzerinnen sind hingegen durchaus dazu bereit, monetäre Kosten zu tragen, wenn sie sich einen zusätzlichen Nutzen davon versprechen. Im Falle unserer Interviewten besteht dieser in der synchronisierten Generierung und Visualisierung von Körperdaten und deren nachträglicher Bewertung sowie in der erhöhten Ernsthaftigkeit, mit der die vermessenen Praktiken nach einer finanziellen Investition betrieben werden.

5.2.2 „Es gibt natürlich nix umsonst“: Daten/Werbung/Software als Kosten

Die dargestellte Fokussierung auf monetäre Kosten und Kosten-Nutzen-Abwägungen, die nur diese Art von Kosten berücksichtigen, greift jedoch für die von uns Interviewten zu kurz. Diese Sichtweise wurde von einem Interviewten sogar als naiv bezeichnet: „Und, nur wenn du- nur wenn du, wenn du so naiv dran gehst und sagst 'hier, ähm () ihr schenkt mir des, hui, so ich muss gar nichts dafür zahlen', nein du musst immer was bezahlen (lacht), sinds halt deine Daten“ (I_Sven Altenberg Z.591-593). An diesem Zitat wird deutlich, dass Sven Altenberg es als notwendig erachtet, Daten als Kosten in die Kosten-Nutzen Abwägung mit einzubeziehen. Für ihn ist die Nutzung auch von kostenlosen Apps zu einem ökonomischen Tauschgeschäft geworden, Daten zu einer Art neuer Währung:

„in der heutigen, [...] Wirtschaft verkauft man ja seine Daten quasi auch, halt so, die zapfen halt deine Daten ab und die verkaufen sie dann also kannst ja selbst eigentlich mit der Einstellung rangehen, ich geb denen meine Daten dafür dass sie mir was geben so, is schon dieses Tauschgeschäft.“ (I_Sven Altenberg Z.588-591)

Auch andere Interviewte sprechen von einer Art Tausch und betonen dabei dessen Natürlichkeit bzw. Selbstverständlichkeit: „aber es ist halt klar es gibt natürlich

nix umsonst, also wenn man halt so ne App nutzen will dann muss man halt auch in Kauf nehmen, das halt solche Daten dann eben auch verwendet werden“ (I_Bernd Seiler Z.23-25). Die Vorstellungen über die Verwendung der Daten bleiben dabei relativ unkonkret (vergleiche Kapitel 5.4.1).

Neben den Daten kann auch das Einblenden von Werbung als Kosten einer App verstanden werden. So meint etwa Sven Altenberg über eine App: „die is kostenlos ähm, dafür wird Werbung eingeblendet. [...] da wird Werbung eingeblendet auf der auf der, auf der App. ich denk die finanziert sich darüber“ (I_Sven Altenberg Z.387-392). Auch das eher unfreiwillige Installieren von Software oder Add-Ons wird von einem Interviewten als Kosten einer App dargestellt:

„im Internet und überha- Umsonstseiten du kriegst nix geschenkt wenn du da irgendwas kriegst dann hast du irgendwas im Gegenzug denen gegeben, wens- entweder sind's deine Daten oder du hast irgendwas downgeloaded des du jetzt keine Ahnung da jetzt (klopft) Software oder als irgendwas Add-On mitinschtalliert hasch“ (I_Christian Mönk Z.417-421)

Der von uns interviewte App-Hersteller Philipp Edler äußert im Grunde dieselbe Position, wie die App-Nutzerinnen:

„also immer wenn die immer wenn eigentlich die App zu billig is und keine Masse hat dann: muss die irgendwie anders Geld verdienen und dann äh is man immer in diesem Datenbereich drin ja [...] aber Werbung anzeigen im Internet is halt immer auch mit persönlichem tracking irgendwo verbunden ja“ (I_Philipp Edler Apps Z.685-693, eigene Hervorhebung)

Besonders interessant an diesem Zitat erscheint die hervorgehobene Aussage, da diese auf eine Grundannahme des ökonomisch-kapitalistischen Diskurses verweist: die grundsätzliche Notwendigkeit und Legitimität Geld zu verdienen. Auf diesen Grundsatz beziehen sich auch andere Interviewte, wenn sie von einem Tauschgeschäft sprechen oder davon, dass es ‚natürlich nichts umsonst‘ gebe. Dabei handelt es sich um eine allgemein akzeptierte diskursive Wahrheit. Etwas anders gewendet zirkuliert diese Vorstellung in der Form „If you are not paying for it, you become

the product.” (Goodson 2012) oder, wie Philipp Edler es ausdrückt: „dafür bist *du* eigentlich mit deinen Daten das Produkt“ (I_Philipp Edler Apps Z.698). Diese Aussage bringt das hier Dargestellte pointiert auf den Punkt. In dieser Sichtweise wird die App als ein ökonomisches Produkt, also als Ware, aufgefasst und ebenso die Daten bzw. die Nutzerin („you“ bzw. „du“), die als Gegenwert für die Appnutzung verlangt werden, solange es keine monetären Kosten gibt. Es lässt sich also von einer Kommodifizierung der Daten bzw. der Nutzer sprechen.

Einige der Interviewten, so etwa der Apphersteller Philipp Edler, aber auch der Nutzer Bernd Seiler (Z.326-328) meinen, dass die App-Hersteller schließlich auch irgendwie Geld verdienen und daher in der Lage sein müssten, Nutzen auch aus einer vordergründig kostenlosen App zu ziehen (siehe letztes Zitat von Philipp Edler). Interessanterweise scheint dies nicht auf diejenigen Interviewten zuzutreffen, welche nur die nicht vorhandenen monetären App-Kosten beachten; zumindest äußerten sie nichts dergleichen in den Interviews. Aufschlussreich ist auch die Aussage in einem Online-Diskussionsforum, bei der eine Verbindung von monetären Kosten und Daten als Kosten hergestellt wird: „Dabei kosten die Dinger [Laufuhren] doch nun schon genug, dass man nicht auch noch aus meinen Daten Geld schlagen muss.“ (W_T_Anfängerforum Z.528-530) Hier werden also die monetären Kosten als ausreichend hoch angesehen, wobei ein weiteres Mehr an Kosten in Form von Daten als illegitim betrachtet wird. Die Kosten in Form von Daten können nun jedoch aufseiten der Unternehmen einen monetären Mehrwert schaffen. Daten lassen sich also in Geld transformieren.

Die Kosten-Nutzen Abwägungen der Interviewten werden auch von Datenschutzdiskursen beeinflusst. So geht wechselseitig mit der Darstellung von Daten als Kosten die Konzeption der Daten als schützenswert einher. Sven Altenberg äußert über Windows 10, „dass das halt n Supergau is was Datenschutz angeht [...] aber da is halt eben wieder dieses ähm () Kosten-Nutzen Frage was mir halt einfach wert war“ (I_Sven Altenberg Z.611-614). Hier wird also der Datenschutzdiskurs explizit als Referenzrahmen für ein Verständnis der Datenfreigabe als Kosten genannt. Dem setzt Sven Altenberg die Nutzen-Seite entgegen, wobei die Formulierung, das sei es ihm einfach wert gewesen, an Werbeslogans à la ‚weil ich es mir wert bin‘ erinnert, die Teil eines kapitalistischen Konsumdiskurses sind. An diesem Beispiel zeigt sich auch die Bedeutung von Kosten-Nutzen Abwägungen

als Legitimierungsstrategie sehr deutlich: Überwiegt der wahrgenommene Nutzen die erwarteten Kosten, so kann die Bilanz dieser Abwägung als Legitimierung für das Datenteilen herangezogen werden. Damit können auch ‚eigentlich‘ als problematisch wahrgenommene Praktiken legitim und damit durchführbar gemacht werden.

Die bisherigen Ausführungen zu den Kosten-Nutzen-*Abwägungen* implizieren eine relativ hohe Reflexivität der Benutzerinnen. Diese wird, wie bereits oben beschrieben, auch durch die Interviewsituation evoziert. Dabei bleibt jedoch offen, ob die Kosten-Nutzen Abwägungen vor oder bei der Installation bzw. dem Kauf, während der Verwendung, im Interview oder zu einem ganz anderen Zeitpunkt stattfanden. Die Rede von Abwägung und zudem die Bezugnahme auf Kosten und Nutzen erinnert stark an Modelle eines rational handelnden Akteurs auch im Sinne von rational-choice-Ansätzen. Jedoch würde eine derartige Engführung dem Material nicht gerecht werden. Zwar ist durchaus zutreffend, dass die in diesem Unterkapitel behandelten Aussagen und Abwägungen ein innerhalb unseres Materials vergleichsweise hohes Reflexionsniveau aufweisen, aber gleichzeitig gilt es auch hier immer zu bedenken, dass aus einer praxeologischen Perspektive auch Kosten-Nutzen-Abwägungen etablierte Praktiken darstellen. Sie weisen ein hohes Maß an Selbstverständlichkeit auf und enthalten selbst unreflektierte, routinisierte Aspekte. So sind etwa Kosten-Nutzen-Abwägungen, die ursprünglich aus dem ökonomischen Diskurs stammen, heute in vielen anderen Bereichen wie z.B. Selbstvermessung und Datenteilen zu finden, wobei die Übertragung von einem Diskurszusammenhang in einen anderen zumindest in unserem Material nicht thematisiert wurde. Insofern ist schon die Anwendbarkeit von Kosten-Nutzen-Abwägungen in den verschiedensten Zusammenhängen eine unreflektierte Selbstverständlichkeit.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass unsere Informantinnen der Verwendung von Selbstvermessungs-Artefakten neben den offensichtlichen, monetären Kosten weitere Kosten in Form geteilter Daten, Werbung und versteckter Software zuschreiben. Dahinter steht die Idee, dass eine ökonomische Tauschbeziehung zwischen den Anbietern und den Benutzerinnen besteht. Diese Perspektive ergibt nur dann Sinn, wenn zumindest implizit von einer Analogie zwischen monetären und anderen Kosten (Daten, etc.) ausgegangen wird und gleichzeitig das diskursive Wissen vorhanden ist, dass ‚man nichts umsonst bekommt‘. Insofern kann

auch von einer Kommodifizierung der Benutzer gesprochen werden, da ihre Daten und damit auch sie selbst zur Ware werden, die gegen bestimmte Leistung getauscht werden kann. Die Kosten-Nutzen-Argumentationen werden als Legitimierungsstrategien genutzt, um das jeweilige Verhalten – die (Nicht-)Partizipation an den entsprechenden Praktiken – zu rechtfertigen. Dabei finden Bezugnahmen auf verschiedene Diskurse statt, die zur Plausibilisierung der eigenen Argumentation herangezogen werden. So kann etwa ein ökonomischer Diskurs als sinnstiftender Rahmen von Kosten-Nutzen-Abwägungen bemüht werden oder der Datenschutzdiskurs um Daten als Kosten zu beschreiben.

5.3 Gesundheitsdiskurse und medizinische Diskurse

„Gesundheitsdaten, so das Konzept [von Global Health Security], hortet man nicht nur, weil es dem Einzelnen nützt, sondern vor allem dem Kollektiv. Big Data als ethische Verpflichtung, als Akt der Solidarität.“ (Voigt 2015).

Das Interesse an Gesundheitsdaten und somit auch an Selbstvermessungsdaten ist nicht nur bei Nutzerinnen und Herstellern von Apps groß. Auch Teile der Versicherungsbranche (z.B. Krankenversicherungen) und verschiedene staatliche Institutionen (z.B. Forschungseinrichtungen und Gesundheitsbehörden) interessieren sich, im Rahmen von Big Data, zunehmend für die bereits generierten und verstreut archivierten Daten des wachsenden Selbstvermessungsmarktes.

Das steigende Interesse an akkumulierten Gesundheitsdaten wurde spätestens mit der definitiv beschlossenen Einführung einer neuen elektronischen Gesundheitskarte 2011 in den Fokus der medialen Berichtserstattung gerückt (Paaßen 2015). Seit erste Versicherer öffentlich mit Prämien werben, wenn Kunden ihre Selbstvermessungsdaten mit dem Versicherer teilen, hat die mediale Debatte um potentielle Chancen und Risiken akkumulierter Gesundheitsdaten wieder an Aktualität gewonnen (vgl. u.a. Gröger 2014).

Die von uns betrachteten Diskursfragmente, rund um das Phänomen Selbstvermessung, verweisen dabei immer wieder implizit und explizit, sowohl auf medizinische als auch auf Gesundheitsdiskurse. Unter Gesundheitsdiskursen verstehen wir Diskurse, die ein Narrativ um die Trias *„Lebe Gesund, halte dich fit und sei schlank“*

bilden. Im Gegensatz dazu verstehen wir unter medizinischen Diskursfragmenten Repräsentationen aus dem medizinischen Sektor, welche die Bedeutung akkumulierter (Selbstvermessungs-)Daten für die individuelle und kollektive Gesundheit hervorheben.

Nicht nur der Rekurs auf Kosten-Nutzen-Abwägungen und/oder Datenschutzdiskurse bieten den Selbstvermessenden eine Möglichkeit mit gegebenen Handlungsunsicherheiten umzugehen. Wenn auch von unseren Interviewpartnern seltener und eher implizit genutzt, bieten sowohl Gesundheitsdiskurse als auch medizinische Diskurse prinzipiell diese Möglichkeit. Aber auch abseits der Interviewsituation können entsprechende Diskurse – bspw. eingeschrieben in Artefakte – den situativen Umgang mit aggregierten Daten beeinflussen. Daher betrachten wir diese Diskurse als sekundären Referenzrahmen von Strategien zur Legitimierung des Datenteilens.

5.3.1 Formen der Thematisierung in den Materialsorten

Als Referenzrahmen für die Bedeutung von Selbstvermessungsdaten haben die hier betrachteten Diskurse einen Einfluss auf die Legitimierung des Teilens solcher Daten. Während Gesundheitsdiskurse tendenziell dazu geeignet sind, das Datenteilen zu rechtfertigen, bieten sich medizinische Diskurse durch ihre stark probabilistischen Argumentationen sowohl als Rechtfertigung für Praktiken des Datenteilens als auch dagegen an.

Folgt man der These, dass Werbung „der Versuch [ist] das Wissen, die Meinungen, die Emotionen oder das Verhalten, kurz die Einstellungen anderer in einer ganz bestimmten Weise zu beeinflussen“ (Zurstiege 2015: 9), so verwundert es auch nicht, dass eine Thematisierung der Gesundheitsdiskurse, insbesondere in Verbindung mit Werbemaßnahmen zu finden ist (vgl. u.a. P_Android Magazin 2015/3 Gesund und Fit S.143, P_Fit for Fun 2015/5 Der Frühling kommt), während ein Rekurs auf medizinische Diskurse ausbleibt. In der täglichen medialen Berichterstattung sogenannter Leitmedien hingegen ist eine Tendenz zur thematischen Fokussierung solcher Diskurse zu beobachten (vgl. u.a. Voigt 2015, Müller-Junc 2015, Kaulen 2015). Im Vordergrund stehen dabei Technikfolgeabschätzungen, sprich es

kommt zu einer Abwägung potentieller Chancen und Risiken aggregierter Selbstvermessungsdaten in verschiedenen gesellschaftlichen Zusammenhängen.

Während die betrachteten Fragmente der Gesundheitsdiskurse das Teilen von Selbstvermessungsdaten als individuelle Chance zur Optimierung der Fitness bzw. anderweitiger Zielerreichung darstellen (vgl. Reissmann 2015, Brühl 2015a), rekurrieren medizinische Diskurse auf kollektive Chancen durch Selbstvermessungsdaten, indem sie überwiegend das in den akkumulierten Daten ‚schlummernde‘ Wissen positiv hervorheben (vgl. u.a. Voigt 2015, Spehr 2015). Im Gegensatz zu Gesundheitsdiskursen beinhalten medizinische Diskurse in ihrer Technikfolgenabschätzung auch verschiedene Elemente von Datenschutzdiskursen.

Gesundheitsdiskurse beeinflussen die Praktiken des Datenteilens aber nicht nur, indem sie – wie eingangs erwähnt – als Referenzrahmen für die Bedeutungszuschreibung auf Selbstvermessungsdaten fungieren und also der Legitimierung des Teilens dieser Daten dienen können, sie sind auch in die Artefakte selbst eingeschrieben. So fordert z.B. die App Runtastic in Version 6.8 nach Abschluss einer Aktivität die Nutzerin auf, ihre Daten zu teilen: *„Teile deinen Erfolg: Zeige deinen Freunden was du darauf hast und hol dir Unterstützung – das motiviert!“* Übermittelt wird die Aufforderung über ein Pop-upfenster, mit einem Textfeld auf das aktiv reagiert werden muss. Der Nutzer der App wird damit also jedes Mal erneut vor die Entscheidung gestellt, ob seine aktuellen Selbstvermessungsdaten geteilt werden sollen oder nicht. Folgt man aktuellen Befunden zu Praktiken des Datenteilens bei Facebook, so kann davon ausgegangen werden, dass die in diesem Beispiel vorgenommene Adressierung der Freunde, die Bereitschaft der Nutzerinnen zum Teilen ihrer Daten zusätzlich unterstützt, da es das Bedürfnis der Selbstthematisierung unterstützt (vgl. Meise 2015, siehe auch Kapitel 6.3).

Auffallend an medizinischen Diskursen ist im Kontext unseres Forschungsinteresses, dass diese einerseits massenmedial breit thematisiert werden (vgl. u.a. Kaulen 2015, Spehr 2015, Gropp 2015) in unseren Interviewsituationen von den Selbstvermessenden aber nicht aktiv angesprochen wurden. Auch wenn es zur Klärung dieses Phänomens weiterer Forschung bedarf, bieten sich basierend auf unserem Material zwei mögliche Erklärungen an. Zum einen sollte bedacht werden, dass zum Zeitpunkt unserer Interviews, eine breite mediale Thematisierung dieser Diskurse erst eingesetzt hat und Selbstvermessungsdaten lediglich einen Teil

der innerhalb der Diskurse thematisierten (personenbezogenen) Daten darstellen. Die Verbindung zur persönlichen Partizipation an Praktiken des Datenteilens wird (evtl. auch aufgrund des probabilistischen Charakters dieser Diskurse) scheinbar noch nicht aktiv hergestellt. Zum anderen eignen sich medizinische Diskurse weniger gut als Legitimierungsgrundlage, da sie durch ihren Fokus auf kollektive statt auf individuelle Chancen der Selbstvermesser eher eine altruistische, auf das Allgemeinwohl ausgerichtete, Legitimierungsmöglichkeit anbieten. Ob der einzelne tatsächlich einen Nutzen aus der Partizipation am Datenteilen ziehen wird, bleibt dabei abzuwarten⁷, selbst wenn ‚die Gesellschaft‘ davon profitiert.

Der potentiell enorme kollektive Nutzen, so die Argumentation, rechtfertige die potentiellen individuellen Risiken eines möglichen Datenmissbrauchs. Staaten bzw. supranationale Institutionen, so die Überzeugung, werden in Zukunft dazu in der Lage sein, die Sicherheit der Daten zu gewährleisten (vgl. Voigt 2015, Spehr 2015). Überspitzt kann man bei dieser Position von einem Appell an die Menschlichkeit sprechen: „Big Data als ethische Verpflichtung, als Akt der Solidarität“ (Voigt 2015). Dabei erinnern solche Argumentationsmuster an bekannte bioethische Dilemmata im Zusammenhang mit den sogenannten (post)modernen Lebenstechnologien (vgl. u.a. Bühl 2009).

Für die Relevanz dieser beiden Erklärungsmöglichkeiten, spricht auch die Aussage unseres Interviewpartners Hans Pattke, der beruflich als Versicherungsvertreter tätig ist. Dieser wurde als einziger im Interviewverlauf direkt auf das Interesse von Versicherern an Selbstvermessungsdaten angesprochen:

„ [...] **dass sie jetzt sagen**, ich guck wie mein Kunde lebt, wenn er gesund lebt, dann kann ich ihm günstigere Prämien in der Personversicherung machen [...], hat aber den Nachteil, **die ham dann alle Daten**, und sollte ich dann [...] ungesund leben, hab ich Pech [...] Is’n zweischneidiges Schwert. Also ich sehe eher äh die **Vorteile nur ganz klar bei der Gesellschaft**, sie kann viel besser individueller kalku-

⁷Genau damit werben aber jene Krankenkassen, die ihren Mitgliedern Prämien für das Teilen ihrer Daten bieten. Ob auf diese Weise gesammelte Daten kollektive Effekte im Sinne der beschriebenen medizinischen Diskurspositionen zeitigen oder in ökonomischen Nutzen der Krankenkassen übersetzt werden, bleibt auch hier offen.

lieren, genauer, für den Kunden seh ich's eher als Nachteil“ (I_Hans Pattke Z.251-257, eigene Hervorhebungen).

Auffallend dabei ist, dass es sich bei dieser Argumentation von Hans Pattke um eine Mischform der Argumentationsmuster aus Gesundheits- und medizinischen Diskursen zu handeln scheint. Individuelle Risiken werden gesellschaftlichen Chancen gegenübergestellt, während es gleichzeitig um einen als gesund geltenden Lebensstil geht, der belohnt werden sollte.

Im Gegensatz zu medizinischen Diskursen tauchen in den Interviews regelmäßig Bezüge zu Gesundheitsdiskursen auf. Eine explizite Thematisierung erfolgt dabei tendenziell aber nicht in Bezug auf Praktiken des Datenteilens, sondern auf Selbstvermessungspraktiken. So zum Beispiel bei Hans Pattke, der sich auf Drängen seiner Familie mittels Apps vermisst. Diese sollen ihn dabei unterstützen dauerhaft gesünder zu leben:

„Ganz einfach. Meine Tochter, meine Frau habn gemeint, nü ich sollte mal abnehmen [...] und dann ha ich gesagt, ja nur abnehmen, wie wo was? Und dann kam meine Tochter Anna auf die Idee weil die Fitnesstrainerin is, das sollte man in irgend einer Form unterstützend machen, auch kontrolli:ern nich nur einfach weniger essen: oder gucke:n und dann mal auf die Waage gehn und das wars dann, sondern irgendwie einfach auch mit Kontrolle“ (I_Hans Pattke Z.7-12).

Aber auch implizit findet man einen Rekurs auf Gesundheitsdiskurse in Aussagen, wie hier exemplarisch von Sofia Bogner:

„Und das **so ziemlich (1) täglich (1) weil, ja täglich ich meine Runde laufe** [...] Und da hab ich immer, das iPhone bei mir [...] wenn ich außer Haus komme dann schalt ich dann den Runkeeper ein, und dann zählt er natürlich die Kilometer, die verbrauchten Kalorien, (1) was äh- die Strecke, Zeit“ (I_Sofia Bogner Z.8-11, eigene Hervorhebungen).

Die Interviewaussage von Sofia Bogner rekurriert unter Einbeziehung des Kontextes implizit auf die Trias der Gesundheitsdiskurse. Sofia geht regelmäßig ihre

Runde laufen und interessiert sich für ihren Kalorienverbrauch (*schlank sein*) und die gelaufene Strecke (*halte dich fit*). Dass sie auch mal nicht laufen geht (vgl. Hervorhebungen) scheint sie dann aber doch lieber verschweigen zu wollen (*lebe dauerhaft gesund*).

In Bezug auf das Datenteilen spielen Gesundheitsdiskurse eher eine untergeordnete Rolle. Manche Interviewte sehen im Datenteilen den Nutzen, dass es sie motiviert, weiter Sport zu treiben und sich zu vermessen, d.h. es unterstützt sie dabei, gesund zu leben und fit zu sein. Die Praktiken des Datenteilens halten dabei die Praktiken der Selbstvermessung aufrecht. Man könnte an dieser Stelle auch von einer Selbstdisziplinierung zugunsten des individuellen Gesundheitsplans sprechen. Die Motivation ‚dabei zu bleiben‘ wird über die Praktiken des Datenteilens unterstützt, indem ihnen entweder eine Kontrollfunktion

„ja so kann man die Erfolge dann sehn. Und der Vorteil is, meine Tochter kanns auch sehn, weil **die kann nämlich dann online auf die App auch drauf gucken** [...]. Also durch des: Nachschaun, kontrollieren meiner Tochter (2) äh, kommt die **externe Kontrolle**.“ (I_Hans Pattke Z.28-32, eigene Hervorhebungen)

und/oder eine Feedbackfunktion zugeschrieben wird

„**Also es ist schon sehr wichtig dass man sich da vergleicht mit Anderen** und, auch seine Leistung, stetich, verbessert sieht, **um die Motivation aufzubauen auch weiter zu machen**“ (I_Jonas Kleber Z.123-125, eigene Hervorhebungen).

Motivation aus der Kombination von (externer) Kontrolle und bewertendem Feedback zu ziehen, erinnert dabei sehr an das Verkaufskonzept von Fitnessstudios gehobener Klasse (vgl. u.a. B: Steiner Einführungstraining Z.1-26, Brühl 2015a, Brühl 2015b) mit deren Konzepten wir uns auch im Rahmen eines ersten Feldzugangs beschäftigt hatten. Die Verwendung von Fitnessapps und Gadgets wurde hier eher als ein optionales Angebot aber nicht als ein zentraler Aspekt des Trainingskonzepts dargestellt.

5.3.2 Deutungsmuster medizinischer Diskurse

Gesundheitsdiskurse und medizinische Diskurse können also als sekundärer Bezugsrahmen der Legitimierung von Praktiken des Datenteilens dienen und wirken sich situativ auf die Interpretation der Daten durch Selbstvermesserinnen aus. Im Folgenden werden die verschiedenen von uns herausgearbeiteten Deutungsmuster der massenmedial vermittelten Diskurse in Bezug auf das Datenteilen mit bestimmten Partizipanden ausführlicher dargestellt.

Grundlegend konnten wir feststellen, dass massenmedial vermittelte medizinische Diskurse einen stark probabilistischen Charakter aufweisen und das Ausstehen konkreter Ergebnisse in den Fokus rücken. Aggregierten Selbstvermessungsdaten wird dabei ein enormes zukünftiges Potential für die Medizin und die Gesellschaft zugesprochen. Der aktuelle Zustand wird gleichzeitig tendenziell als problematisch dargestellt, da die Entwicklung z.B. der rahmenden Gesetzgebung, des Ausbaus der Infrastruktur oder der wissenschaftlichen Auswertungsmethoden hinterherhinken.

Versicherungsbranche Vertreter der Versicherungsbranche betonen die individuellen Chancen aggregierter Selbstvermessungsdaten für die Kunden. Ihnen wird die Möglichkeit gegeben ihren gesunden Lebensstil glaubhaft zu dokumentieren, wodurch sie zum einen finanzielle Vorteile, zum anderen Unterstützung bei der eigenen gesundheitlichen Prävention erhalten, z.B. durch kostenlose Apps der Versicherer. Die Verantwortung für die Erhaltung der eigenen Gesundheit wird an den Kunden übergeben. Risiken werden nicht thematisiert. Gleichzeitig wird von journalistischer Seite auch auf die potentiellen individuellen und kollektiven Risiken hingewiesen. Als individuelles Risiko werden vor allem nicht selbst verschuldete Krankheitszustände angesprochen, die sich zusätzlich finanziell belastend auswirken können. Als potentiell kollektives Risiko wird diskutiert, dass über finanzielle Sanktionierungen ein Druck auf alle Mitglieder der Gesellschaft ausgeübt wird, Selbstvermessungsdaten zu produzieren und zu teilen. Das Datenteilen mit Versicherern wird ambivalent bewertet. (vgl. u.a. Gröger 2014, Kurz 2014, Willmroth 2014, Spehr 2015).

Wissenschaft (staatl.) – personalisierte Medizin Mediziner sehen ein erhebliches Potential aggregierter Selbstvermessungsdaten für die medizinische Forschung. Das in den Daten ‚steckende‘ Wissen müsse nur noch zu Tage gefördert werden, so die Argumentation. Bisher fehle es vor allem noch an Zugang zu den Daten. Daher sollte der Forschungsbereich personalisierter Medizin weiter gestärkt werden, indem die nötigen Infrastrukturen aufgebaut und interdisziplinäres Fachpersonal angeworben und ausgebildet wird. Momentan seien die Daten für die medizinische Forschung eher unbrauchbar, da es noch zu viele Ungewissheiten gebe (z.B. Güte der Selbstvermessungsdaten). Betont werden aber sowohl die potentiellen individuellen Chancen für den Patienten als auch die potentiellen Chancen für die Gesellschaft. Als individueller Vorteil wird die Unterstützung behandelnder Ärzte dargestellt, die durch Selbstvermessungsdaten eine breitere Datenbasis für ihre Diagnosen erhalten könnten. Als kollektiver Vorteil wird vor allem die Chance gesehen in der Menge an Daten (BigData) Informationen für die zukünftige Behandlung seltener und bisher unheilbarer Krankheiten zu erhalten. Eine Thematisierung von Risiken erfolgt in den von uns untersuchten Diskursfragmenten nicht. Von journalistischer Seite ist keine eindeutige Wertung der Entwicklung zu erkennen. *Das Datenteilen für die staatliche Forschung wird ausschließlich positiv dargestellt.* (vgl. u.a. Kaulen 2015, Müller-Junc 2015, Spehr 2015).

Wissenschaft (privat) – Forschung durch große Internetkonzerne Nicht nur staatliche und halb-staatliche Forschungseinrichtungen sehen ein erhebliches Potential in akkumulierten Selbstvermessungsdaten, auch die Forschungseinrichtungen großer Internetkonzerne wie Google und Apple versuchen ihren Beitrag zu leisten. In ihrer Argumentation über potentielle Chancen und Risiken unterscheiden sie sich kaum von staatlichen Forschungseinrichtungen, betonen jedoch, dass sie bereits über das nötige Grundwissen (z.B. genaue funktionsweise von Apps) und die nötigen Infrastrukturen verfügen. Durch die enge Zusammenarbeit mit staatlichen Behörden (z.B. Thema Datenschutz) sehe man auch keine weiteren Risiken durch akkumulierte Daten, sondern leiste quasi ‚Pionierarbeit auf eigene Kosten‘. Die journalistische Berichterstattung zu privatwirtschaftlicher Forschung unterscheidet sich hingegen stark von jener zu staatlich geförderten Einrichtungen. Sowohl individuelle, als auch kollektive Risiken in Bezug auf den Datenschutzdiskurs

werden hervorgehoben. Hier steht die Frage des Eigentumsrechts an den Selbstvermessungsdaten sowie die Kritik der intransparenten oligopolen Konzentration solcher Daten bei einigen wenigen privaten Unternehmen im Vordergrund. Der Argumentation, die Forschungsbemühungen wären zugunsten der Gesellschaft, wird aufgrund monetärer Interessen misstraut. Das Datenteilen mit Unternehmen wird als überwiegend negativ dargestellt. (vgl. u.a. Spehr 2015, Voigt 2015, Schmudt 2013).

Staatliche Gesundheitsbehörden Auch die Argumentation staatlicher Gesundheitsbehörden schließt sich der wissenschaftlichen Betrachtung potentieller gesellschaftlicher Chancen an, geht aber einen Schritt weiter und betont die großen gesellschaftlichen Potentiale, welche durch die Aggregation von Daten durch internationale Kooperationen verfügbar würden. Die Kosten könnten global umgelegt werden und die zur Analyse frei verfügbare Menge an Daten würde weiter anwachsen. Thematisiert werden aber auch die aktuellen gesellschaftlichen Risiken aufgrund verschiedener Missbrauchspotentiale (z.B. antiquierte Gesetze für digitale Daten, mangelhafte IT-Security). Langfristig betrachtet werden jedoch keine gesellschaftlichen Risiken mehr gesehen, da (demokratische) Staaten prinzipiell in der Lage seien digitale Daten zu schützen. Von journalistischer Seite wird dieses Narrativ jedoch stark angegriffen. So werden die potentiellen Risiken aggregierter Selbstvermessungsdaten nicht nur in Verbindung mit Datenschutzdiskursen gebracht, sondern auch mit symbolträchtigen Dystopien (George Orwells „1984“) und historischen Unrechtsstaaten (wie z.B. der DDR). Die Figur des schutzlos ausgelieferten *gläsernen Bürgers* dominiert die Betrachtung dieser Entwicklung. Das Datenteilen mit dem Staat, wird negativ dargestellt. (vgl. u.a. Müller-Junc 2015, Voigt 2015, Gropp 2015, Süddeutsche Zeitung 2015).

5.4 Entproblematisierungsstrategien

Neben den (meist implizit) relevant gemachten Diskursen um Fitness und Gesundheit⁸, ist es aufgrund der Dominanz des Ideals ökonomischen Handelns (siehe 3.2 Kosten-Nutzen-Abwägungen) wenig verwunderlich, dass Kosten-Nutzen-Abwägungen als Legitimierungsmodus für die eigenen Praxis fungieren, um so einen *Rationalitätsmythos* (vgl. Meyer/Rowan: 1977) zu erzeugen. In der Interview-situation, die als Bruchstelle in den ansonsten routinisiert ablaufenden Praktiken des Selbstvermessens aufgefasst werden kann, tauchen jedoch noch eine Reihe weiterer Deutungsmuster auf, die zur Legitimierung und Rationalisierung der Praktik angeführt werden. Diese ermöglichen es, durch die narrative Rationalisierung des eigenen Verhaltens die aus der Konfrontation mit der Datenschutzthematik entstehende kognitive Dissonanz zu reduzieren, indem die entsprechenden Praktiken als unproblematisch und dadurch als sinnhaft konstruiert werden. Solche Deutungsmuster stellen verschiedene Arten der Entproblematisierung dar, welche durch das Kennen und Anerkennen der dominanten Diskurse um Datenschutz notwendig werden. Anders als bei den Kosten-Nutzen-Abwägungen zielen sie nicht darauf ab, den Gefahren und Nachteilen, welche durch das Datenteilen der Meinung der Interviewten nach entstehen können, noch größere Vorteile gegenüberzustellen. Auch stellen sie weder die Datenschutzdiskurse noch die Praktiken des Datenteilens in Frage. Vielmehr kann durch die angewendeten Deutungsmuster entweder argumentativ aufgezeigt werden, weshalb die im Interview thematisierten Praktiken nicht im Widerspruch zu den dominanten Diskursen um Datenschutz stehen oder ihre Gefahren und Nachteile können als möglichst gering dargestellt werden.

In unserem Datenmaterial zeigte sich, dass es den Informantinnen in Bezug auf die Datenschutzthematik nicht an Wissen um die gesellschaftlichen Idealvorstellungen bzw. dominanten Diskurse mangelt. Von Noyam Erdem abgesehen scheinen alle Befragten ein Mindestmaß an Bewusstsein darüber zu besitzen, dass Datenteilen potentiell problembehaftet sein kann. Einigen war es geradezu wichtig, nicht den Eindruck der Naivität zu erwecken, sondern sich als problembewusste und auf-

⁸Nach Foucault steht die Sorge um den eigenen Körper, dessen Disziplinierung und Optimierung als Technologien des Selbst, im Zentrum moderner Machtstrategien (u.a. Foucault 1976: 106; 1993: 18).

geklärte Nutzer zu gerieren: „Des is des ist mir schon beruflich klar, wenn man im Internet was macht äh im Internet gibt’s kein Datenschutz und keine Sicherheit. Des is mir schon klar.“ (I_Hans Pattke Z.220-222). Dieses Selbstkonzept scheint es für die Selbstvermesser notwendig zu machen, das Teilen von Selbstvermessungsdaten zu entproblematisieren und auf diese Weise mit dem Wissen um die „Datenschutzkrise“ (I_Sven Altenberg Z.586) zu harmonisieren. Nachdem viele der Informanten betonten, sich über die Datenschutzthematik „bewusst“ und „klar“ zu sein, wird die Entproblematisierung oftmals mit einem „aber“ eingeleitet. So führt Sina Meier aus: „Also klar, bin ich vorsichtig, **aber** ähm, des sind Daten die () des isch mir dann egal, ob des jemand anderes ähm sieht oder net“ (I_Sina Meier Z.432-433, eigene Hervorhebung).

Im folgenden Kapitel werden jene in den Forenkommentaren und Interviews verwendeten Entproblematisierungsstrategien näher beleuchtet, die auf einer dichotomen Konstruktion von *Die da oben* und *Wir hier unten* bzw. *Denen da unten* beruhen. Anschließend wird sich Kapitel 5.4.2 der Kategorisierung von Daten nach unterschiedlicher Schutzwürdigkeit widmen, einer zentralen Strategie zur Entproblematisierung des Datenteilens im Kontext der Selbstvermessung.

5.4.1 *Die da oben – Wir hier unten*

Einigen Entproblematisierungsstrategien liegt eine dichotome Konzeption des Feldes zugrunde, worin sich ein übermächtiger Datensammler (*Die da oben*) und eine ohnmächtige Masse (*Wir hier unten*) gegenüberstehen. Die Vorstellungen über *Die da oben* als anonyme, undurchschaubare Macht bleiben oft vage und sie werden lediglich als *die* adressiert: „das lustige bei den ganzen Sachen ist ja () das man es nicht merkt. Selbst wenn **die** das missbrauchen ist ja dann der Missbrauch so, dass du es nicht merkst.“ (I_Sven Altenberg Z.650-652, eigene Hervorhebung) Eine solche Konzeption von Macht und Ohnmacht kann eine fatalistische Perspektive nahelegen, die den Datenschutz ins Reich des illusorischen verbannt: „Im schlimmsten Falle wissen **die** alles, was dein Handy auch weiß ;). Wenn man ‚sicher‘ gehen möchte nutzt man eh kein Handy.“ (W_T_Ausrüstungsforum Z.36-37, eigene Hervorhebung) Die als „Datenkraken“ (I_Sven Altenberg Z.990) beschriebenen Akteure können aber auch in Form konkreter Instanzen Gestalt annehmen.

Als Beispiele für den übermächtigen Datensammler werden oftmals die ‚üblichen Verdächtigen‘ „Facebook“ (I_Bernd Seiler Z.373), „Google“ (I_Philipp Edler Z.575), die „NSA“ (I_Bernd Seiler Z.12), die „USA“ (I_Philipp Edler Z.578) oder „Kreditkartenunternehmen“ (I_Philipp Edler Z.623) genannt. Ihnen wird die Rolle des narrativen Bösewichts zugeschrieben⁹: „Älterdings glaub ich (räuspern), dass eh jedes Handy (lacht) hier in der Bundesrepublik @geortet wird von der NSA, also@“. (I_Bernd Seiler Z.455-456) Auch wenn diese Organisationen nicht direkt in der Arena der Selbstvermessung agieren, so erlaubt es die diskursive Konstruktion der kollektiven Partizipanden, Selbstvermessung dahingehend zu rechtfertigen, dass die Probleme und Risiken des Datenteilens auf anderen Feldern der digitalen Welt gesehen werden: "Runtastic is natürlich () is natürlich vom datentechnischen Punkt her, klar es is gefährlich, aber ich denk mal Facebook, was ja die meisten Leute nutzen, was so gut wie jeder nutzt is noch gefährlicher“ (I_Bernd Seiler Z.348-351). Der Tatsache, dass die weiter verbreiteten Praktiken des Datenteilens rund um Google, Facebook, E-Mail und Handy, auch häufiger Gegenstand medialer Debatten sind, kann ebenso eine relativierende Haltung abgewonnen werden wie dem NSA-Skandal. Diese Diskurse haben zum einen zwar das Potential das Bewusstsein dafür zu schärfen, dass Daten missbraucht werden könnten und es so etwas wie persönliche Daten gebe, die geschützt werden sollten. Zum anderen kann aus demselben Diskurs jedoch auch die Überzeugung abgeleitet werden, dass ‚wir ohnehin alle abgehört werden‘ und Datenschutz deshalb illusorisch sei: „wenn irgendjemand es darauf anlegt meine Daten zu missbrauchen, dann missbraucht er meine Daten“ (I_Sven Altenberg Z.536-537). *Denen da oben* wird unterstellt, schon alles oder zumindest viel Sensibleres als Selbstvermessungsdaten, über einen zu wissen, und es herrscht der Glaube vor, sich ihnen nicht entziehen zu können:

„die Daten werden eh benutzt. Die werden abgehört das wissen wir ja. [...] Dann dürfte ich das nicht haben, so ein iPhone. Dann dürfte ich

⁹Manche Aussagen nehmen hierbei gar den Stil einer Verschwörungstheorie an. So ist ein Deutungsmuster, welches ein dualistisches Weltbild von einheitlich agierenden Verschwörern mit undurchsichtigen, bösen Interessen auf der einen Seite und eine ohnmächtige, unwissende Mehrheit auf der anderen beinhaltet, zentrales Charakteristikum konspirativen Denkens (vgl. Cubitt 1989: 13).

gar kein Telefon im Grunde genommen haben, weil ma ja alle überwacht werden mit den Dingern ne?"(I_Sofia Bogner Z.427-435)

In diesem Lichte wird die Problematik der Datenpreisgabe als alternativlos wahrgenommen: „Das is halt, das Hightechzeitalter. Internet. Das gehört dazu.“ (I_Hans Pattke Z.265). Es herrscht eine Art von Fatalismus vor, eine Rhetorik der Alternativlosigkeit, in der das Phänomen der Datenpreisgabe zwar kritisch gesehen, zugleich aber ebenso als unumgängliches Übel dargestellt wird. Der Datenschutz als hehres Ideal wird zwar nicht in Frage gestellt, aber als utopisch abgetan. Er sei im Zeitalter von Handy und Internet nicht zu verwirklichen, so die Vorstellung, da man quasi gezwungen sei, mitzumachen und seine Daten zu teilen bzw. es nicht tragbare Entbehrungen mit sich brächte, gegen den Strom zu schwimmen. Datenteilen wird als normal und alternativlos dargestellt, obschon diese Normalität und Alternativlosigkeit unter dem Aspekt der Datenschutzproblematik negativ beurteilt wird: „einzigste Lösung für das Datenschutzproblem ähm vom Internet weg zu gehen.“ (I_Sven Altenberg Z.601)

Die Vorstellungen über das Agieren der mal als abstrakte Maschinerie, mal als konkreter Akteur gezeichneten Macht, bleibt vage. Es wird wenig konkretes Wissen davon angeführt, was denn tatsächlich die da oben für ein Interesse an Daten haben, bzw. für welche Zwecke Daten überhaupt genützt werden können. Ihnen wird zwar unterstellt, mittels Daten Wissen zu generieren und daraus Schlüsse zu ziehen, eine Orwell'sche Dystopie wird hierbei jedoch nicht gesponnen, vielmehr scheint das Erhalten personalisierter Werbung die einzig denkbare Konsequenz aus dem Datenteilen zu sein: „Was sind denn deine konkreten Befürchtungen? Dass du personalisierte Werbung bekommst?“ (W_T_Ausrüstungsforum Z.177-178) Dies wird zwar mitunter als „Manipulation“ (I_Sven Altenberg Z.680) bezeichnet, da schwerwiegendere Auswirkungen aber oft unvorstellbar scheinen oder zumindest sehr vage bleiben, wird die Praktik jedoch entproblematisiert. Es zeigt sich ein Phänomen, welches Pörksen und Detel (2012) als „Möglichkeitsblindheit“ bezeichnen: „Man kann sich schlicht nicht vorstellen, was mit den eigenen Daten passieren kann, in welchen merkwürdigen oder auch fatalen Kombinationen sie im Medium der Öffentlichkeit zu einem zurückkehren und eventuell eines Tages das eigene Image ruinieren.“(Pörksen/Detel 2012: 234)

Dem Bild eines übermächtigen Datensammlers auf der einen Seite steht jenes einer machtlosen, bequemen Masse an Internutzern auf der anderen Seite gegenüber. In der Anonymität der Masse verlieren die eigene Person und ihre Daten an Bedeutung. In diesem Fall dient die Konzeption einer Masse als *Wir hier unten* der Relativierung der Wichtigkeit der eigenen Daten: „Es gibt so viele Menschen die irgendwie solche Daten verwenden die werden meine schon nicht überprüfen das geht schon irgendwie in dem ganzen ganzen Datenbrei unter“ (I_Bernd Seiler Z.135-136) Die eigene Person und ihre Daten werden als nicht wichtig genug für die Interessen der mächtigen Konzerne und Organisationen dargestellt. Es herrscht hier die Vorstellung vor, dass man selbst in der Anonymität der Masse verschwinde, und das Interesse von *Denen da oben* eher aggregierten Daten und nicht der eigenen spezifischen Person gälte: „Aber wichtiger bist du dann auch nicht so (lacht) [...] ich bin Nummer drei acht Ypsilon [...]“ (I_Sven Altenberg Z.1020-1025).

Diese Selbstidentifizierung mit der Masse impliziert ein weiteres Argument, das klassische Argumentum ad populum. Der Verweis auf den Umgang der Massen mit ihren Daten soll den eigenen Umgang legitimieren. Hier erscheint die Praktik der Masse – die Einzahl unterstreicht hier die Generalisierung – nicht mehr als Zwang zum Mitmachen, sondern deren Normalität als eine die eigenen Praktiken legitimierende Instanz: „Was halt so, was Datenschutz irgendwie () angeht oder was die Verwendung von bestimmten Daten angeht ich hab - muss ganz ehrlich sagen ich ich bin da leider genau so blöd wie die meisten Leute“ (I_Bernd Seiler Z.517-518). Auch in diesem Argument wird die Norm, Datenschutz zu praktizieren, nicht prinzipiell in Frage gestellt, sondern vielmehr durch Relativierung entproblematisiert. Deutlich wird dies vor allem in dem Versuch, das ‚Übergehen‘ der Datenschutzerklärung zu rechtfertigen:

„aber des ist ja () ja wer liest das schon, eigentlich sollte man es lesen, ich weiß es, dass weiß glaub jeder, aber keiner macht's, weil es hat ja irgendwie jeder und dann kann ja nicht so viel drinnen stehen wo falsch ist. (lacht) und wo jetzt schlimm wäre oder nachteilig.“ (I_Jan Weis Z.363-366)

Mitunter erfolgt jedoch auch eine kritische Distanzierung von dieser Masse, wenn ihr ein mangelndes Problembewusstsein unterstellt wird. Sie wird als „naiv“

(I_Sven Altenberg Z.1105) und „bequem“ (I_Bernd Seiler Z.489) beschrieben. Durch eine solche Konstruktion von *Denen da unten* gelingt es, sich mittels Distinktion, als reflektierter und informierter Nutzer darzustellen. Als Rechtfertigung für die Praktik dienen *Die da unten* dahingehend, dass argumentiert werden kann man sei zum Mitmachen gezwungen und stehe daher der Nutzung von Handy, Facebook und Co. alternativlos gegenüber, weil es die unreflektierte Masse schließlich so handhabe. Man selbst sieht sich diesem Prozess hilflos ausgeliefert. Ein gegen-den-Strom-Schwimmen scheint nicht vorstellbar:

„wenn man sich da mal genau erkündigt was die alles mit deinen Daten machen können, dann wachsen einem ja graue Haare, trotzdem sind die meisten Leute in Facebook (beide lachen) und man (SP: Ja) kommt da auch nicht mehr weg, des is () ich habs mal versucht mich abzumelden aber es gibt so viele Leute, die man halt einfach () die Handynummern merkst du dir halt nich und so, die hast du dann nicht mehr kannst nich mehr kontaktieren und auf Facebook findest du die halt ja, und des is halt damit haben die einen halt gecatched, des is es halt.(I_Bernd Seiler Z.380-387)“

Da die (oft als weniger kritisch dargestellte) Masse an Menschen Daten teilt, bleibt praktisch keine andere Wahl, als es ihr gleich zu tun. In dem engen Handlungsspielraum der allerdings wahrgenommen wird, kann betont werden, im Gegensatz zu manch anderem nicht alles zu teilen und durchaus ein kritischer Konsument zu sein¹⁰: „also manche veröffentlichen irgendwie die Handynummer dann wirklich auf facebook oder so un () Also ich denk da sollt man schon vorsichtig sein.“ (I_Sina Meier Z.436-438). Schuld an der Datenschutzproblematik tragen demnach nicht nur die *die da oben*, sondern ebenso die Masse, zu welcher man aufgrund ihres unreflektierten Umgangs mit ihren Daten Distanz einnimmt.

Im Zusammenhang mit der ‚Schuldfrage‘ ist es ebenfalls interessant, auf einige Ausdrucksweisen der Interviewten aufmerksam zu machen:

¹⁰Ein Verweis darauf, dass andere ja noch viel mehr Teilen würden als man selbst findet sich auch bei der Thematisierung des Postens von sportlichen Ergebnissen (siehe Kapitel 6.3). Die Betonung, im Gegensatz zu anderen nur sporadisch und selektiv zu posten, erscheint dabei einerseits als Wunsch nach Distinktion von offensiven Datenteilern, dient allerdings auch der Relativierung des eigenen Verhaltens.

„wenn ich wenn ich weiß dass, dass es Privatsphäreinstellungen gibt die böse sind, grade bei Windows 10 jetzt also, da gibts da gibts massiv Privatsphäreinstellungen die böse sind“ (I_Sven Altenberg Z.600-602)

Sven Altenberg nimmt hier eine moralische Wertung vor. Es ist nicht mehr bloß die Rede von sicheren und unsicheren Privatsphäre-Einstellungen, sondern von *guten* bzw. *bösen* Einstellungen. Apphersteller bzw. Unternehmen wie Microsoft werden böse – also moralisch fragwürdige – Motive unterstellt, die mit Nachteilen für Nutzerinnen einhergehen. Solche Wertungen suggerieren, dass die Unsicherheit im Bereich des Datenteilens nicht bloß ein technisches Problem, sondern dem ganzen „System“ (den wirtschaftlichen Akteuren, dem Internet usw.) inhärent sei. Eine Anpassung der Einstellungen allein könnte die Unsicherheiten dann nicht beheben, da dieser Logik nach die Unternehmen immer gegen den Nutzer arbeiten und versuchen werden, dessen Daten für ihre eigenen Interessen zu nutzen.

Wird Datenteilen als unumgänglich aufgefasst, sei es aufgrund des unentrinnbaren Zeitgeistes, der Notwendigkeit der Integration mit der Facebook nutzenden Masse oder dem undurchsichtigen Wirken mächtiger Organisationen, so manifestiert und legitimiert sich Datenteilen im Kontext der Selbstvermessung als ein kleiner, unbedeutender Teil einer viel umfassenderen, aber letztendlich unlösbaren Problematik. Durch das Konstruieren der eigenen Handlungssohnmacht legitimiert sich die Praktik des Datenteilens. Auch wenn unsere Informanten aus tendenziell höheren Bildungsschichten rekrutiert wurden, so zeigen sich einige Parallelen zum „Das Gesellschaftsbild des Arbeiters“ wie es von Popitz et al (1957) dargestellt wurde. Nach ihnen sei der „Glaube an eine gesellschaftliche Dichotomie von Macht und Ohnmacht“ (205) konstitutiv für das Weltbild des Arbeiters. Sie unterscheiden hierbei ebenfalls zwischen einem in selbstinkluisiven *Wir hier Unten* („Dichotomie als kollektives Schicksal“; 201) und einem distinktiven *Denen da Unten* („Dichotomie als kollektives Schicksal und als individueller Konflikt“; 205), bei dem sich die Person kritisch gibt und sich von der vermeintlichen Resignation der anderen vor der Macht abzugrenzen versucht.

Das Konstruieren eines übermächtigen Datensammlers auf der einen und einer machtlosen, bequemen Masse, mit der man sich mal mehr, mal minder identifiziert, auf der anderen Seite mag einerseits dem Gefühl der eigenen Ohnmacht

und Resignation geschuldet sein. Andererseits kann es dazu dienen, die vagen und diffusen Vorstellungen über Akteure und Gefahren des Datenteilens artikulierbar zu machen und es durch Komplexitätsreduktion zu ermöglichen, das Phänomen sinnhaft zu deuten. Gerade dadurch wird dieses dichotome Weltbild aber auch zur Ressource für diverse Entproblematisierungsstrategien: Gerade die Vagheit der Vorstellungen über die Gefahren und die konkreten Partizipanden des Datenteilens lässt genügend Raum für die kreativen, situativen und variablen Konstruktionen, die es ermöglichen argumentativ Widersprüche und Irritationen zu überbrücken.

In der Interviewsituation werden Diskurse also in zweierlei Hinsicht relevant: Zum einen als geteiltes Wissen über Werte und Vorstellungen wie Privatsphäre und Datensicherheit bzw. über die Rolle des aufgeklärt-kritischen Konsumenten. Zum anderen jedoch werden sie durch die kreative Aneignung unserer Informantinnen zur Ressource, für die situative, mitunter ad hoc und intuitiv erfolgende Konstituierung diverser Legitimierungsfiguren.

5.4.2 Die Kategorisierung von Daten nach unterschiedlicher Schutzwürdigkeit

In der pragmatistischen Sichtweise dienen Klassifikationen dazu, Probleme zu lösen. Beispielsweise indem sie es erlauben, neue Erfahrungen und Wahrnehmungsinhalte sinnhaft zu deuten, sie mit dem Vorwissen und existierenden Deutungsschemata in Einklang zu bringen (vgl. Bowker/Star: 2000), um Handlungsirritationen zu beseitigen, und somit einen reibungslosen Ablauf des Handlungs- und Bewusstseinsstroms zu ermöglichen. Sie können aber auch dazu dienen, Vereinbarkeit zwischen intersubjektiv anerkannten kulturellen Normen und Werten sowie individuellen Bedürfnissen und Zielen herzustellen (vgl. Schubert et. al. 2010: 83). Öffentliche Diskurse erhalten dann den Charakter von Ressourcen, für die situative und kreative Produktion von Alltagsklassifikationen (vgl. Bowker/Star: 2000).

So liegt den Datenkategorien der Selbstvermesser die (einfach-)moderne¹¹, bürgerliche Grenzziehung zwischen Privatperson bzw. Privatsphäre und öffentlicher

¹¹Der Ausdruck „einfach-modern“ soll hierbei zur Abgrenzung zu Theorien der reflexiven bzw. postmoderne dienen, die oftmals behaupten, dass die Trennung von Öffentlichkeit und Privatsphäre wieder an Stellenwert verliere.

Person bzw. Öffentlichkeit zu Grunde. Die Datenkategorisierungen der Interviewten folgen deshalb primär dem binären Code persönlich/unpersönlich. Hierbei wird den, als „persönlich“ eingestuften Daten eine höhere Sensibilität zugeschrieben: „Sobald es da um persönliche Daten geht dann () bin ich da vorsichtig“ (I_Jan Weis Z.167). Die Basisunterscheidung persönlich/unpersönlich findet auch in formellen Datenklassifikationssystem wie Gesetzestexten (BDSG §3 (1)) und Datenschutzerklärungen (z.B. Runkeeper, Polar und Runtastic) Anwendung. Während dort jedoch alle Daten, die Rückschlüsse auf eine konkrete Person zulassen, als „persönlich“ klassifiziert werden, verwenden unsere Informanten zwar dieselben binären Kategorien, ordnen verschiedene Datentypen jedoch einem anderen Schema folgend in die Kategorien ein. Im Datenmaterial ließ sich die deutliche Tendenz erkennen, im Kontext der Selbstvermessung stehende Daten als unpersönlich zu klassifizieren. Login-Daten („Daten die man sowieso heutzutage *extrem* freigiebig behandelt, das Geburtsdatum, der Name“; I_Jonas Kleber Z.257f), sowie prozessproduzierte Werte, die von der App automatisch berechnet werden, wurden meist als wenig schützenswert deklariert: „Und die anderen Daten die ich jetzt generiere, dadurch das ich die App benutze (1) die können die von mir aus auch haben das se damit irgendwelche Auswertungen machen können“ (I_Jonas Kleber Z.302ff.). Gefragt danach, welche Daten sie nicht teilen würden, geben sie Antworten wie: „wenns jetzt irgendwie (3) um persönliche Dinge, geht“. (I_Sina Meier Z.435) oder „Hm (2) persönliche Daten aber die werden so nicht transkribiert das- das hat nichts persönliches diese App“ (I_Sven Altenberg Z.103-104)

Der Zusammenhang zwischen der unterschiedlichen Kategorisierung der Daten und dem Verweis auf den Datenschutzdiskurs als eine Entproblematierungsstrategie kann mithilfe einer Positions-Map (vgl. Clarke 2012: 165) spezifischer herausgearbeitet werden. In unserer Analyse haben wir im Rahmen der Situationsanalyse von verschiedenen Mapping-Strategien Gebrauch gemacht. Insbesondere die Positions-Map kann dabei helfen, die wesentlichen Elemente der diskursiven Konstruktion des Datenteilens hinsichtlich Datensicherheit und Schutzwürdigkeit zu identifizieren, wie die folgende Map zeigen soll:

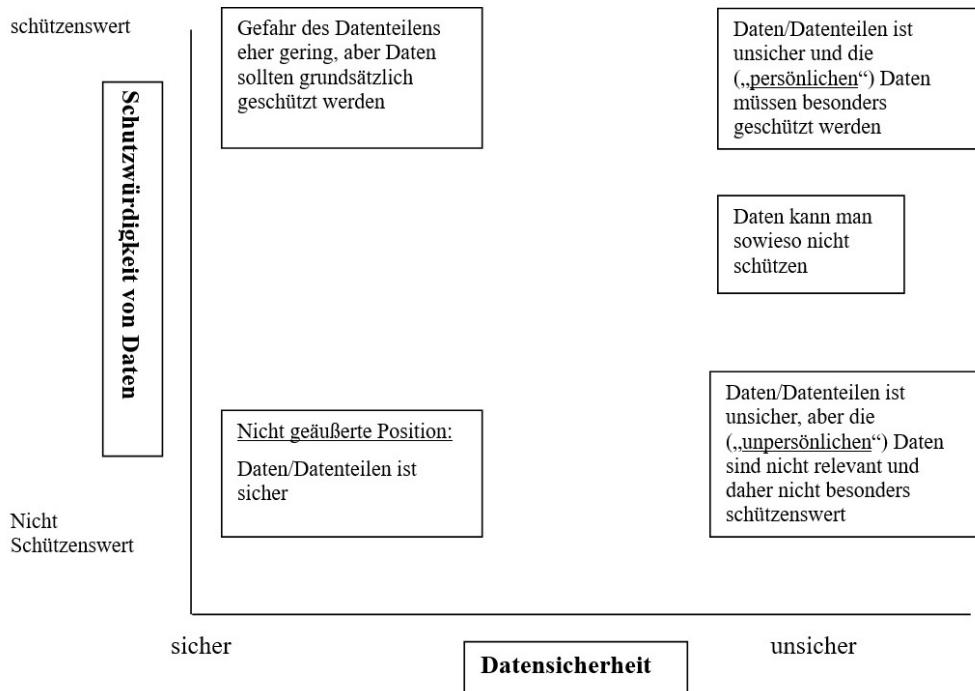


Abbildung 1: Positions-Map: Diskursive Konstruktion des Datenteilens hinsichtlich Datensicherheit und Schutzwürdigkeit

Die obere rechte Position zeigt, dass bei Daten, die unter die Kategorie "persönlich" fallen, das Teilen als problematisch und missbrauchsgefährdet angesehen wird. Dahingegen wird unpersönlichen Daten (untere rechte Position) meist keine besondere Schutzwürdigkeit zugesprochen: „Aber da sag ich mir, wenn s interessiert, wann ich wieviel abnehme und der die Zeit da hat nachzugucken dann soll ers machen.“ (I_Hans Pattke Z.222-223)

Die aufgezeichneten sportlichen Leistungen werden auf den ersten Blick bisweilen überhaupt nicht als Daten verstanden. Bei Veronika Schwenk scheint beispielsweise erst die durch die Interviewsituation erzwungene Reflexion des eigenen

Verhaltens das Bewusstsein herbeizuführen, dass es sich bei den aufgezeichneten Laufwerten auch um geteilte Daten handelt¹²

„des s-sin jetzt ja keine Daten, die die über mich wissen, die jetzt (2) ich mein gut die wissen wie schnell ich lauf und wo ich lauf, aber die wissen jetzt nichts über meine Persönlichkeit oder so, deswegen find ichs jetzt (1) nich soo schlimm , also die sammeln ja sonst keine Daten von mir ein oder so, sondern es besch:ränkt sich auf des, deswegen find ichs °in Ordnung, ja“ (I_Veronika Schwenk Z.210ff)

Dabei ist es aber sicherlich auch bedeutsam, dass Körperdaten meist über einseitig positiv konnotierte Eigenschaften wahrgenommen werden:

„wenn jetzt irgendjemand sehen kann irgendwie ja ich bin halt sportlich aktiv des ist ja jetzt eigentlich nichts was niemand jetzt irgendwie zu interessieren hat find ich, es ist okay wenn jetzt wenn die des jetzt irgendwie wissen okay der ist sportlich dann, oder der macht Sport dann kann ich damit eigentlich leben (lacht) aber so persönliche E-Mails oder sowas sowas stört mich dann schon eher“ (I_Bernd Seiler Z. 28-33)

Während die im Kontext der Selbstvermessung geteilten Daten entproblematisiert werden, problematisieren unsere Informanten die von ihnen als „persönlich“ eingestuft Daten: „Des is mir egal. Wenns um mei- um die Daten geht. Es gibt andere Daten, wo ich sag nee nee, Facebook WhatsApp, das geht keinen was an. [...] Äh berufliche, geschäftliche. Aber die Daten pff“ (I_Hans Pattke Z.223-227). Unter den Interviewten zeigt sich hierbei die Tendenz, in allgemeinere Diskurse abzurutschen. Durch den Verweis auf große Datenschutzskandale ohne konkreten Bezug zu Selbstvermessung wird die Bedeutung von Selbstvermessungsdaten relativiert – Praktiken des Teilens solch (vermeintlich) marginaler Daten erscheinen dann entsprechend legitim. Hierbei machen sich die Selbstvermesserinnen die

¹²Dies lässt darauf schließen, dass die in der Interaktion von App und Anwenderin vollzogene Datenaufzeichnung eine derart routinierte Praktik geworden ist, dass sie kaum noch reflektiert wird. Es lässt vermuten, dass eine Problematisierung solcher persönlicher Informationen ausbleibt, weil ein interaktiv hergestelltes Bewusstsein darüber fehlt.

Tatsache zu eigen, dass sich die datenschutzkritischen Diskurse vornehmlich um andere Arten von Daten bzw. um andere Akteure drehen, während das Phänomen Selbstvermessung in diesem Kontext nur selten thematisiert wird. Diese Position lässt sich in der oberen linken Ecke der Positions-Map verorten.

Neben den intrinsischen Eigenschaften die Daten zugeschrieben werden (persönlich/unpersönlich; positiv konnotiert/ negativ konnotiert) ist für die Kategorisierung der Daten nach unterschiedlicher Schutzwürdigkeit auch der mutmaßliche Adressat der Daten von Bedeutung. Indem Selbstvermessungsapps bzw. deren Anbieter immer wieder dem problematisierten Massenphänomens Facebook gegenübergestellt werden, relativiert sich das Teilen von Selbstvermessungsdaten. Auch NSA, Google und Microsoft und können die Rolle des narrativen Bösewichts übernehmen, angesichts dessen das Teilen von Selbstvermessungsdaten marginal erscheinen: „Da sind die Daten die Google, Microsoft usw. über dich sammeln bestimmt wertvoller“ (W_T_Ausrüstungsforum Z.171-172).

Diese Kategorisierungspraktiken ermöglichen es, das Teilen der Selbstvermessungsdaten als unproblematisch darzustellen. Indem sie als unpersönlich wahrgenommen und charakterisiert werden, scheinen Praktiken des Datenteilens in Einklang mit dem Bewusstsein unserer Informantinnen als Datenschützer zu stehen. Gleichzeitig kann dieses Selbstbild des kritischen und informierten Nutzers reproduziert werden, indem betont wird, es gebe durchaus persönliche Daten, mit denen weniger offen umgegangen werde: „wie gesagt also ich achte schon drauf dass des Daten sind die sie gerne haben können also (2) also, grade Facebook oder so () lädt man halt jetzt nich alle Bilder hoch, sondern () zwei.“ (I_Sven Altenberg Z.550-551)

Auch einzelne Selbstvermessungsdaten wurden kritisch thematisiert, nämlich die Erfassung von gesundheitsbezogenen Daten (Puls und Blutdruck) sowie von einigen wenigen Interviewten auch der Standort. Generell erfolgte eine Problematisierung jedoch fast ausschließlich bei Daten, die von der spezifischen Informantin nicht vermessen wurden. So wurden Selbstvermessungsdaten vereinzelt durchaus problematisiert, sofern sie im spezifischen Fall nicht vermessen wurden. Es lässt sich zwar nur mutmaßen, aber es scheint sich eher nicht so zu verhalten, dass die Problematisierung von nicht-vermessenen Daten die Ursache dafür ist, dass sie nicht vermessen werden. Vielmehr scheint es die Problematisierung von Daten

in anderen Kontexten zu ermöglichen, versichern zu können, dass es persönliche Daten gibt, die nicht geteilt werden um somit den Datenschutzdiskurs nicht in Frage stellen zu müssen und gleichzeitig die im Interview thematisierte Praktik zu entproblematisierend zu legitimieren. So deuten einige Aussagen darauf hin, dass ganz andere Ursachen für das nicht-teilen mancher Daten vorliegen und eine Problematisierung erst adhoc und zu pragmatischen Zwecken in der Interviewsituation erfolgt, während derlei Reflexionen im Alltag eine geringe Rolle spielen. Gefragt, ob sie auch ihren Puls vermessen ließe, gibt beispielsweise Veronika Schwenk an:

„Ähm (2) des weiß ich ehrlich gesagt nich. Da würd ich vielleicht dann eher doch so ne Uhr nehmen, die wirklich nur, wo ichs dann *währenddessen seh* oder auch noch danach, aber des jetzt nich (1) dann, äh, an irgendwas leitet was @gespeichert@ wird oder so. Aber hab ich mir noch nie so () so Gedanken drüber °gemacht, ja °.“ (I_Veronika Schwenk Z.256-259)

Sofia Bogner, äußert sich auf eine Health App angesprochen folgendermaßen:

„[I]ch weiß nicht ob das interessant ist, aber das ist einfach zu kom:pliziert, das Ding wenn man das benutzen wo:llte, weil nämlich wenn man hier Schlafanalyse jetzt zum Beispiel da hat, ne dann fragen, dann fragen die hier solche Sachen, und woher soll ich das wissen. (SP: Mhm.) Ich weiß nicht in wie weit ma da jette ja- und da denke ich das ist wesentlich gefährlicher, wenn ich hier solche Daten eingabe wie schlaf ich in der Nacht zum Beispiel ne.“ (I_Sofia Bogner Z.568-573)

Ein weiteres Indiz dafür, dass die Kategorisierung von Daten nach Unterschiedlicher Schutzwürdigkeit erst ex post zu Daten teilen als Legitimierungsstrategie erfolgt ist, dass durchaus auch geteilte Daten problematisiert werden, sofern sie in anderen Domänen als der digitalen Selbstvermessung geteilt werden. So stellen die Interviewten den marginalisierten Selbstvermessungsdaten immer wieder Daten aus anderen (digitalen) Bereichen als persönlicher und somit schützenswerter und gegenüber, selbst wenn sie vom Einzelnen ebenfalls geteilt werden. Hierbei nennen sie oftmals Kommunikationsdaten, die über Facebook, WhatsApp oder per E-Mail geteilt werden: „[I]ch find- also es gibt zum Beispiel Facebook generell oder auch

E-Mail Kontakte da werden ja auch (holt Luft) das jetzt irgendwelche persönlichen Gespräche oder sowas jetzt () aufgezeichnet werden oder sowas ist für mich eigentlich äh unangenehmer“ (I_Bernd Seiler Z.25-28). Ähnlich äußert sich auch Jan Weiß:

„Also ja in Facebook oder was weiß ich wo auch jetzt wenn man WhatsApp nimmt ich weiß ned was die alles speichern dürfen, ich glaub die dürfen sogar sogar mit deinem Handy ohne deinen Willen, das du es jetzt bedienst telefonieren oder so. Und die ganzen Bilder speichern und weiß der Kuckuck was die alles machen mit meinen Daten. Aber da guck ich auch das jetzt teilweise sinds schon sind da schon einige persönliche Dinge dabei in WhatsApp ist ja klar“ (I_Jan Weis Z.263ff.).

Aber auch Bankdaten und berufliche Daten dienen als Referenz dafür, was schützenswerte Daten seien: „meine Bankdaten oder meinen Kontostand oder sonst welche persönlichen- personenbezogenen Daten [...] das würde mich dann schon stören“ (I_Jonas Kleber Z.449-452). Neben den Kommunikations- und Bankdaten wird aber auch die emotionale Komponente der Daten bei der Kategorisierung als persönlich hervorgehoben. Werden die erzeugten Daten beispielsweise mit Gedanken und Emotionen in Verbindung gebracht, so werden sie als persönlich wahrgenommen: „Ja halt vor allem mhm private Gedanken, also (4) würde ich niemals teilen“ (I_Sven Altenberg Z.772-773). Unpersönliches sind demnach rohe „Datenpunkte“, die in keiner Verbindung zu den privaten Gedanken oder Gefühlsstimungen stehen: „Essen ist objektiver als äh irgendwie ne persönliche Bewertung. Also das eine ist ja. Essen ist ja schon fast selber ein Datenpunkt. Also nur also ich weil wenn ich denen Essen geb, sag ich denen ja nicht, wie ich mich bei dem Essen gefühlt hab.“ (I_Sven Altenberg Z.639-641). Dabei ist gerade die Idee von Big Data, mithilfe der Aggregation von Datenpunkten aufschlussreichere Schlussfolgerungen zu ziehen, als in der Summe der einzeln für sich genommenen Daten enthalten sind; eine Tatsache, die den Nutzern entweder nicht bekannt ist oder – da im Widerspruch zu ihrer Entproblematisierungsstrategie – ausgeblendet wird. In der Literatur zum Thema Big Data wird auch darauf verwiesen, dass es von Seiten der Nachrichtendienste und Regierungen Versuche einer Entproblematisierung von Metadaten gäbe, die Dinge wie Zeit, Dauer und Standort umfassen (vgl. Boellstorff

2014). Sven Altenberg zitiert sogar einen ehemaligen CIA-Agenten : „'We kill based on Meta Data'“ (Z 498), er ist sich zumindest der Bedeutung der Metadaten bewusst. Die Unterscheidung in Daten und Metadaten beinhaltet laut Boellstorff immer einen Akt der Klassifizierung, die eine Kategorie aufwertet und die andere unterdrückt und zugleich in Macht- und Kontrollprozesse verstrickt ist (vgl. Boellstorff 2014: 114ff.). Die Annahme, es gäbe Rohdaten, die frei von Interpretation weniger problematisch seien, wird höchst kritisch betrachtet. Big Data sind daher aus dieser Perspektive „mehr als bloß ‚Schnipsel‘ der Wirklichkeit, sondern wesentlicher Bestandteil dieser Wirklichkeit, dem Menschsein immanent“ (Boellstorff 2014: 126). Big Data wird auch gar als „moderne Schatzsuche“ (Selke 2014: 227) charakterisiert, die es ermöglicht, in den Datenrohstoffen Zusammenhänge zu entdecken, von denen man vorher nicht einmal wusste, dass es sie gibt.

Die Datenkategorisierungen machen weniger den Eindruck, Bestandteil routinierter Praktiken, internalisierter Diskurse oder vorgefertigter Deutungsschemata zu sein, sondern scheinen vielmehr einen flexiblen und improvisatorischen Charakter anzunehmen. Die Datenklassifikation der Selbstvermesser mit dem Entscheidungskriterium persönlich/ unpersönlich folgen weniger einer systematischen, kohärenten Logik als vielmehr dem praktischen Erfordernis der Situation, Handlungssicherheit durch die Auflösung möglicher Einwände und Irritationen herzustellen. Sie machen mitunter einen fluiden und improvisierten Eindruck, was auf ihre intuitive und spontane Entstehung hindeuten mag. Die Klassifikationen unserer Informanten folgen primär der pragmatischen Logik, alle im individuellen Kontext der Selbstvermessung geteilten Daten nicht als persönlich einzustufen, Daten, die different kontextualisiert werden, hingegen schon. Durch die kreative Deutung und Modifizierung von Diskursen um Privatsphäre und Datenschutz wird das Bild transportiert, dass vermeintlich objektive sportlichen Leistungen nicht oder zumindest weniger persönlich und somit schützenswert seien als Gedanken, Gefühle und subjektive Empfindungen. Daneben lässt sich die Tendenz erkennen, eigens eingegebene und intentional geteilte Daten eher als persönliche Daten – bzw. überhaupt erst *als Daten* – aufzufassen als prozessproduzierte Daten. Bezüglich letzterer ist sicherlich bedeutsam, dass sie vor allem routiniert – und das heißt im Sinne der Partizipation technischer Partizipanden häufig *automatisiert* – geteilt werden, ohne dass sich die Diskurse um Datenschutz auf die praxiskonstituierenden situativen

Wissensordnungen niederschlagen. Stärker scheint hier das praktisch gewonnene Wissen zu wirken, dass Datenteilen im Kontext der Selbstvermessung bisher noch keine Nachteile oder bewusst wahrgenommene Missbräuche mit sich brachte. So äußert Noyam Erdem auf die Frage, wie wichtig ihm Datenschutz sei:

„in dem Sinne nicht wichtig, dass es, da ich noch nie negative () Erfahrungen damit gemacht habe, dass meine Daten irgendwie, an Dritte weitergeleitet werden, und wenn's so isch was wahrscheinlich so sein wird oder ist, hab ich noch nie negative Erfahrungen gemacht daher, spielt's für mich eigentlich keine Rolle. Wenn's mal soweit ist dann würd ich sagen dann spielt's für mich eine Rolle, würde es für mich eine Rolle spielen.“ (I_Noyam Erdem Z.207-212)

Datenkategorisierungen zum Zwecke der Entproblematisierung geteilter Daten scheinen auch der Notwendigkeit geschuldet zu sein, das diskursiv (vor allem durch massenmediale Datenschutzskandale) vermittelte Wissen um die Schutzwürdigkeit von Daten einerseits und das praktisch vermittelte Wissen um das bislang stets folgenlose Teilen von Selbstvermessungsdaten andererseits in Einklang zu bringen.

5.4.3 Resümee

Es hat sich gezeigt, dass Selbstvermesser „eigen-willige kreativ interpretierende Sinnbastler“ (Keller 2011: 70) sind, die im „gesellschaftlichen Kontext unterschiedlichster Felder und Kämpfe“ stehen. So deuteten unsere Informantinnen die problematisierenden Diskurse rund um digitale Daten auf eine Weise, welche die Legitimität ihrer Tätigkeit als Selbstvermesserinnen keinesfalls in Frage stellt. Erst die Interviewsituation, die Datenschutzaspekte relevant werden lässt und als Reflexion erzwingende Bruchstelle auftritt, scheint ein Problembewusstsein zu generieren, dass im potentiellen Widerspruch zu den praktizierten Formen von Selbstvermessung und Datenteilen steht. Diese Störung wird im Modus des kreativen, problemlösenden Handelns (Strübing, in Druck) durch diverse Strategien der Legitimierung behoben. Es vollzieht sich eine sinnhafte Normalisierung der irritierten Praktiken. Eine solche Irritation könnte auch behoben werden, indem die Praktik modifiziert oder ganz aufgegeben wird. Eine solche Problemlösungsstrategie

zeigt sich im Interviewmaterial jedoch selten; vielmehr finden kreative Interpretationen verschiedener Diskurse statt, die es ermöglichen die Identität unserer Informanten als verantwortungsbewusste, kritische Nutzerinnen mit ihrer Identität als Selbstvermesser in Einklang zu bringen und auf diese Weise Handlungssicherheit (wieder-)herzustellen.

Eine dieser interpretativen Strategien besteht im Rückgriff auf Kosten-Nutzen-Abwägungen. Hierbei zeigte sich, dass ökonomische Diskurse auf den Bereich digitaler Selbstvermessung übertragen werden und eine Analogie von monetären Kosten und Datenfreigabe hergestellt wird. Indem Körperdaten zu Waren werden, vollzieht sich eine Kommodifizierung der Selbstvermesserinnen. Auch medizinische, insbesondere aber Gesundheitsdiskurse schlagen sich gemäß dem Credo ‚*Lebe Gesund, halte dich fit und sei schlank*‘ in den Praktiken digitaler Selbstvermessung nieder. Dies zeigt sich nicht nur in den Äußerungen unserer Interviewpartner, sondern ist zudem den technischen Partizipanden eingeschrieben. Solche Beobachtungen in den Praktiken korrespondieren mit Diskurspositionen, welche die kollektiven Chancen des Teilens von Selbstvermessungsdaten hervorheben. Das Konstruieren von übermächtigen Datensammlern (*Die da oben*) auf der einen und der machtlosen, bequemen Masse (*Die da unten/ Wir hier unten*) auf der anderen Seite machen die vagen und diffusen Vorstellungen über Mechanismen und Akteure des Datenteilens artikulierbar. Damit werden diese dichotomen Konzeptionen zugleich zu Ressourcen für verschiedene Formen der Entproblematisierung des Partizipierens an Praktiken des Datenteilens. Ähnlich verhält es sich auch mit der Kategorisierung von Daten als Schützenswert/ nicht Schützenswert. Dabei werden den geteilten Daten – meist ad hoc in der Interviewsituation, jedoch informiert durch diskursives Wissen – andere Datentypen gegenübergestellt, die nicht geteilt werden. Auf diese Weise kann das Verhalten der Interviewten im Lichte rationaler Entscheidungslogiken dargestellt werden.

Allerdings scheint die Stärke der durch die Interviewsituation hervorgerufenen Irritation zu variieren: Auf der einen Seite des Spektrums steht Bernd Seiler, für ihn scheint die Datenschutzproblematik so groß, dass er es nicht nur als notwendig erachtet alle genannten Legitimierungsfiguren zu verwenden, sondern sogar seine Praktiken dahingehend zu modifizieren, dass er ein falsches Körpergewicht in die App eingibt. Auf der anderen Seite des Spektrums steht Noyam Erdem, bei dem

die Diskurse keinerlei Zweifel und Irritation hervorzurufen scheinen. Er zeigt sich ihnen gegenüber gleichgültig, weshalb er es auch nicht als nötig erachtet, Legitimierungsstrategien anzuwenden.

6 Motivationen von Praktiken des Datenteilens

Praktiken des Datenteilens werden von Selbstvermessenden ambivalent wahrgenommen. Die Nachteile mangelnder Datensicherheit und potentiellen Missbrauchs geteilter Daten werden fast immer als relevant betrachtet. Dennoch wird – selbst bei Verzicht auf intentionales Datenteilen – die Datenfreigabe an App-Anbieter und andere Unternehmen in Kauf genommen. Wie im vorangegangenen Kapitel gezeigt wurde, schlägt sich diese Ambivalenz in vielgestaltigen Legitimierungsstrategien nieder. Was aber sind die Motive für das Festhalten an Praktiken, die als potentiell problematisch wahrgenommen werden? Die Gründe sind auf den ersten Blick vielgestaltig. Auf der einen Seite wird auf mediale Diskurse rekurriert, die den Wettkampfcharakter und den motivationalen Aspekt des Datenteilens im Rahmen von Selbstvermessung hervorheben. Auf der anderen Seite wird betont, digitale Selbstvermessung sei praktisch, interessant, nützlich oder einfach cool. Die Einfachheit der Anwendung sowohl der neuen Messtechniken als auch des Teilens *mit einem Klick* ist ein weiterer Aspekt: „den Point anklicken bam bam dann werden die Werte direkt neben- gegenüber gestellt recht simpel einfach und intuitiv.“ (I_Jonas Kleber Z.137-138). Es ist einfacher denn je, sportliche Fortschritte, kognitive Leistungen etc. anderen zugänglich zu machen und so ein positives Image zu erzeugen.

Auf den zweiten Blick zeigt sich, dass diese Motive auf vielfältige Weise miteinander verwoben sind und aufeinander verweisen. Es lassen sich drei Konzepte ausmachen, welche die Attraktivität von Selbstvermessung und Datenteilen erklären: „Convenience“, „Vergleichen-Verbessern-Motivieren“ sowie „Imagepflege“. Convenience bezeichnet die einfache Anwendbarkeit und dementsprechend gesteigerte Attraktivität der neuen Techniken gegenüber vergleichsweise aufwendiger, analoger Selbstvermessung. Apps und Gadgets stellen sozusagen ‚Pakete‘ nützlicher Funktionen bereit, die erworben und sofort angewendet werden können. Vergleichen-Verbessern-Motivieren ist eine Begriffstrias, die in dieser oder ähnlicher Form gern von Herstellern für die Bewerbung von Apps und Artefakten digitaler Selbstvermessung herangezogen wird. Die objektive Messung körperlicher Aktivitäten – so die Annahme – ermöglicht den Vergleich sowohl mit eigenen, früheren Messungen als auch mit den Leistungen anderer (entweder im direkten Vergleich oder

über Scores, Indizes und Normwerte). Die somit sichtbar gemachten Fortschritte wie auch der entstehende Wettkampfcharakter sollen die weitere Verbesserung der vermessenen Praktik motivieren. Imagepflege schließlich adressiert die Möglichkeit positiver Selbstdarstellung durch das intentionale Teilen von Selbstvermessungsdaten. Können diese Konzepte aber tatsächlich als Motive im klassischen Sinne des Wortes – als Beweggründe intentionalen Handelns – verstanden werden? Eine solche Interpretation erscheint allzu verkürzt im Hinblick auf Praktiken, an denen eine Vielzahl unterschiedlicher Partizipanden beteiligt ist und die von verschiedensten Diskursen geprägt werden. Wir wollen daher im Folgenden nicht von Motiven sondern von Motivationen des Datenteilens und Selbstvermessens sprechen: Das Entstehen, die unterschiedlichen Bedeutungen und die Interrelation der drei vorgestellten Konzepte lassen sich am besten anhand der Diskursbezüge unserer Interviewpartnerinnen sowie der Handlungsträgerschaft analysieren, welche sie sich selbst und anderen Partizipanden zuschreiben.

Praktiken des Selbstvermessens und Datenteilens vollziehen sich, versteht man sie als Routinen, zu großen Teilen unreflektiert. Werner Rammert (2007) beschreibt dies als „routinisierte Interaktivität“ (ebd.: 160) zwischen Mensch und Maschine. Das diese Routinen konstituierende Wissen und Operieren ist auf unterschiedliche – menschliche wie technische – Agenten (wir sprechen im Folgenden von Partizipanden) verteilt (Rammert 2007). In der Interaktion von Mensch und Maschine entsteht Interaktionswissen als besondere Form nicht-expliziten Wissens: Nur so kann das Zusammenwirken auf unterschiedliche Partizipanden verteilten Wissens gelingen (ebd.). Da es sich wie gesagt um nicht-explizites Wissen handelt, ist die Frage nach dem *Warum* dieser Praktiken hochgradig problematisch. Das „Unaussprechliche“ und das „Unbeschreibliche“, das „Vorsprachliche“, das „Selbstverständliche“ und das „Stumme“ von Praktiken und ihren Partizipanden kann insbesondere durch Techniken teilnehmender Beobachtung und ethnographischer Beschreibung erschlossen werden (Hirschauer 2001). Die Möglichkeiten des Interviews erscheinen in dieser Hinsicht zunächst ungleich beschränkter. Wie bereits im Kapitel zu den Methoden ausgeführt, können die Befragten in Erklärungsnot geraten: Ihre Praktiken stimmen mit ihrem Wissen um Datenschutz nicht überein. Dies bringt sie dazu, ihre Motivationen zum Datenteilen und zur Artefaktnutzung zu verbalisieren. In den Narrativen der Selbstvermessenden werden Artefakte per-

sonifiziert; sie handeln und ermöglichen bestimmte Handlungen ihrer Nutzer, sie werden von den menschlichen Partizipanden eingestellt, bewirken jedoch auch die Anpassung des Verhaltens der Nutzerinnen.

So geht aus vielen Interviews hervor, dass die ursprüngliche Motivation digitaler Selbstvermessung in der Convenience der partizipierenden Artefakte begründet liegt. Häufig wurden diese zur Unterstützung bereits gesetzter Ziele ausprobiert. Die in den Artefakten angelegten Möglichkeiten bspw. zum Vergleichen und Datenteilen, zum Erstellen von Trainingsplänen oder zur Bewertung erbrachter Leistungen beeinflussen einerseits potentiell die Art menschlicher Partizipation an den vermessenen Praktiken, andererseits stellen sie teils erst den Zugang zu bestimmten Praktiken dar. Beispielhaft kann hier das unkomplizierte Posten von Laufergebnissen unmittelbar nach dem Lauf durch eine in Runtastic angelegte Schaltfläche genannt werden. Es wird also schnell klar, dass die Motivation zu verschiedenen Formen des Datenteilens im Rahmen von Selbstvermessung weder allein von den menschlichen Partizipanden ausgeht, noch diesen immer – in Form von Motiven bzw. rationalen Beweggründen – völlig bewusst ist. So wie sich Praktiken durch Beteiligung verschiedener Partizipanden vollziehen, sind auch die Gründe für bestimmte Formen ihres Auftretens nicht in einer zentralen Instanz zu verorten, sondern ergeben sich aus bestimmten Konstellationen der Partizipanden zueinander. Die Analyse der von unseren Interviewpartnerinnen wahrgenommenen Handlungsträgerschaften ermöglicht es uns daher, unterschwellige Motivationen der untersuchten Praktiken herauszuarbeiten. Gleichzeitig werden die Selbstvermessenden als handelnde Akteure dezentriert, indem die in den Artefakten sedimentierten Diskurse und Verhaltensweisen zu Tage gefördert werden.

6.1 „Ohne den mach ichs nicht mehr“ – die Convenience der Selbstvermessungsartefakte

Aus unseren Daten arbeiteten wir einen Aspekt heraus, der sich auf die Attraktivität der Selbstvermessung mittels technischer Geräte bezieht: die Einfachheit, mit der ein Gerät ohne eigenes Zutun Daten sammeln, aufzeichnen und aufbereiten kann. App oder Armband aktivieren – loslaufen. Dieses Konzept wird von uns unter „Convenience“ gefasst, da es viele Services in sich vereint, die über eine bloße

Vereinfachung hinausgehen. Dieser Begriff ist angelehnt an das Convenience-Food: bereits fertiges Essen, welches mit geringem Aufwand eine ganze Mahlzeit darstellt und damit mit einer Arbeits- und Zeitersparnis einhergeht. Auf der anderen Seite ist es aber auch normiert und daher immer gleich, sodass Änderungen oder Anpassungen nur begrenzt möglich sind.

Einige unserer Informanten erzählen, dass sie die App oder das Gadget bei einem Bekannten gesehen haben und es interessant genug fanden, um selbst mit der Nutzung zu beginnen, dazu zählen etwa Veronika Schwenk, Bernd Seiler oder Christian Mönk. Bernd Seiler drückt es folgendermaßen aus:

„ich bin mit ihm [einem Freund] zusammen Laufen gegangen und er hat halt diese App eingeschaltet und ich fands eigentlich ganz cool mal zu sehen ja ehm, weil die berechnet dir ja ungefähr die Leistung die man bringt, das heißt die Geschwindigkeit, Höchstgeschwindigkeit, Durchschnittsgeschwindigkeit“ (I_Bernd Seiler Z.13-16).

Das Herunterladen und Installieren einer App ist an sich bereits sehr einfach und häufig sogar kostenlos. Wenn man bereits ein Smartphone besitzt ist es also weder mit großen Mühen noch mit Kosten verbunden, die App ‚einfach mal auszuprobieren‘. Die meisten kostenpflichtigen Apps kosten nicht mehr als fünf Euro und bieten eine kostenlose Version mit weniger Funktionen an (vgl. aber Kapitel 5.2.2 zu nicht monetären Kosten). Anders verhält es sich bei Fitnessarmbändern oder Brustgurten, deren Anschaffung mit höheren Kosten einhergeht und die nicht ohne weiteres getestet werden können. Der Zugriff auf eine App ist also einfach und schnell, die Hürden des Einstiegs in Praktiken digitaler Selbstvermessung entsprechend niedrig. Dies zeigt sich auch beim *Runtastic*-Nutzer Noryam Erdem: „hab ich durch n’ Freund erfahren dass’ so ne App gibt (2) und, ä:hm (2) da ich des in meinem Beruf, für notwendig halte das Laufen, hab ich gedacht ja, kann ja nicht schaden.“ (I Noyam Erdem Z.17-19). Die vermessene Praktik, das Laufen, dient dem spezifischen Zweck, sich für die Polizeiausbildung fit zu halten, bzw. bessere Zeiten zu laufen. Für ihn kann Selbstvermessung diesem Ziel nur nützen, nicht schaden, da sie nicht mit Mehraufwand verbunden ist und sich für ihn auch sonst keine unmittelbar ersichtlichen Nachteile ergeben. Praktiken des „Selbstvermessens“ waren vor den technischen Möglichkeiten von Runkeeper und Co. auf die Eigenorganisa-

tion des Selbstvermessenden angewiesen: Auch wenn technische Möglichkeiten wie Brustgurte, Excel-Tabellen oder Stoppuhren bereits verfügbar waren, mussten die gemessenen Werte trotzdem noch eigens eingetragen und analysiert werden. Wir haben als einen Teil des Convenience-Konzeptes die Vereinfachung der Vermessungspraktiken durch die Delegation dieser Aufgaben an technische Partizipanden ausgemacht. Mit Hilfe von GPS oder durch den Zugriff auf eine Datenbank können Smartphone und App mit nur wenigen Eingaben Kalorienverbrauch bzw. –Aufnahme berechnen oder zurückgelegte Strecken vermessen und sofort in eine Datenbank eintragen. Die Informantin Sofia Bogner illustriert die Veränderungen aufgrund der Verwendung einer Fitnessapp wie folgt:

„ja ich hab’s vorher hab ich’s immer verschriftlicht, hab ich auch schon diesen Tick gehabt [...] dann bin ich mit’m Fahrrad immer diese Strecken abgefahren, hab mir das aufgezeichnet[...]. In nem Büchlein, hab ich buchgeführt. (SP: Mhm.) Wie viel Zeit ich gebraucht hab, immer hier mit so ner (1) Digitaluhr, Zeit gestoppt (lacht), und dann ähm eben aufgeschrieben, akribisch genau, bis ich dann diesen Runkeeper gekriegt habe. Jetzt brauch ich des nich mehr machen, jetzt tipp ich da druf, der startet und der hört auf wenn ich sage jetzt ist die Zeit zu Ende, jetzt bin ich wieder angekommen, hört er auf (SP: Mhm.) und dann is das erledigt.“(I_Sofia Bogner Z.85-95).

Die zitierte Nutzerin scheint insgesamt sehr zufrieden mit ihrer App zu sein, sie ergänzt sogar: „ohne dem mach ichs nich mehr“(I_Sofia Bogner Z.97). Ihre App ist also unverzichtbar für sie geworden: sie bringt ihr Erleichterungen, die sie nicht mehr missen möchte. Die App ist einfach zu installieren und vereinfacht die Vermessung einer Praktik, vor allem im Vergleich zum Vorgehen mit Stift und Papier. Dies macht sie für die Nutzer scheinbar unentbehrlich: sie sparen Zeit und Mühe, sie nehmen ihnen Organisationsaufwand ab. Die Praktiken der Selbstvermessung werden convenient, der Nutzer muss sich über ihre Durchführung keine Gedanken mehr machen. Dass dabei die Daten, die von der App erhoben werden, auch in ihr gespeichert sind und potentiell weitergegeben werden können, ist es ihnen, in den meisten Fällen, wert (vgl. Kap.5.2.2).

Dadurch, dass die technischen Partizipanden annähernd unabhängig vom menschlichen Partizipanden Messungen vornehmen können, entsteht auch zusätzliche Flexibilität, die den Nutzern neue Möglichkeiten erschließen kann. Diesen Aspekt führt unser Interviewpartner Christian Mönk als einen Grund für die Nutzung von *Runtastic* an:

„Klar, ich könnt jetzt n’ traditionellen Weg geh’n und jeden Tag die gleiche Runde laufen,[...] des’ mir aber dann doch zu monton @weil ich jeden Tag lieber@ ne andere Strecke laufen will, und ähm ohne jetzt großartig mich vorzubereiten“ (I_Christian Mönk Z.141-145)

Neben der Erleichterung der Messung an sich stellt also auch die Flexibilisierung der vermessenen Praktiken *durch* diese automatische Messung einen Aspekt der Convenience dar. Der Nutzer empfindet dies als Bereicherung, weil er nun seine Strecke einfach spontan wählen kann, was vorher nur mit größerem Aufwand möglich gewesen wäre. Weitere Beispiele für diese ‚Extras‘ sind die Durchsage der Laufgeschwindigkeit während des Laufs (Christian Mönk), die automatische Aufzeichnung langer Spaziergänge (Sofia Bogner) oder Warnungen, wenn Werte wie der Blutdruck o.ä. zu hoch sind (Hans Pattke). Die Vermessene Praktik wird also durch das Vermessen noch einmal stark verändert. Ohne die App wäre es nicht möglich, flexibel laufen zu gehen oder während des Laufens seine Leistung zu erfahren. Der Zusätzliche Nutzen der App bringt den Komfort, für den viele bereit scheinen, mit ihren Daten zu „bezahlen“ (Kosten-Nutzen-Abwägungen).

Convenience ist allerdings noch mehr als die Vereinfachung der Messung und die daraus resultierende Flexibilisierung der vermessenen Praktiken. Apps und Fitnessstracker sind Messgerät, Buchhalterin und in manchen Fällen auch gleich der Fitnessberater. Sie stellen die Daten in Diagrammen dar und bewerten Trainings-erfolge. Die gemessenen Ergebnisse werden zentral in der App gespeichert, sortiert und aufbereitet. Features wie die Geschwindigkeitsmessung pro Abschnitt wären ohne das entsprechende Artefakt höchst umständlich und würden wohl mehrere Arbeitsschritte erfordern. Gleiches gilt für die Visualisierung solcher Messungen, wie sie bspw. bei Laufapps vorkommt: Durch das Zusammenspiel von App und Smartphone wird sofort nach Ende des Laufs Feedback in Form einer Grafik ausgegeben, was von vielen Läufern wiederum als motivierend (siehe auch Kapitel

6.2) empfunden wird: „Weshalb ich die App benutze? (MT: Mhm) Um:, mich, mein Training, zu messen, und Trainingserfolge für mich, sichtbar zu machen. (2) Zu visualisieren. [...] um mich zum zu messen, und auch n' Stück weit zu motivieren.“ (I_Christian Mönk Z.140-149). Die bloße visuelle Aufbereitung gemessener Daten scheint eine große Attraktivität zu besitzen; sie zeigt Leistungen an und macht Trainingserfolge sichtbar. Der Nutzer einer Ernährungsapp hat sich sogar aufgrund der als schöner empfundenen Gewichtskurve eine zweite App zugelegt, die lediglich seine Gewichtsentwicklung nachzeichnen soll:

„Mh und die andere Sache halt dann, überwache dein Gewicht, wunderbarer Name für ne App (SP: Mhm) mhm (1) und das ist dann halt die wunderschöne (SP: Hmh) Kurve hier da hab ich angefangen (1)[...] Genau. Nur für des Gewicht. Und da und da ist dann auch direkt Werbung da (SP: Mhm) (2) weil die schöner ist also“ (I_Sven Altenberg Z.909-916)

Mehrmals merkt er die Schönheit der Kurve an, solche ästhetische Befriedigung kommt wiederholt in den Interviews vor. Bernd Seiler „fands eigentlich ganz cool mal zu sehen“ (Z.14-15) welche Parameter die App seines Freundes automatisch berechnen konnte, was dann auch Motivation für die eigene Verwendung von *Run-tastic* war.: Dies könnte natürlich auch mit Stift und Papier von den Selbstvermessenden vorgenommen werden, was jedoch wieder mit einem größeren Arbeitsaufwand verbunden wäre. Im Fall von Jonas Kleber macht die Lernkurve auch den Vergleich mit anderen einfacher: „an Tag x hab ich insgesamt in Mathe 50 Punkte, und am nächsten Datum hab ich 51 Punkte, und wenn man halt immer besser wird dann steigert sich das, dann hat man ne schöne Lernkurve, dann kann man Kurven vergleichen, mit seinen Werten“ (I_Jonas Kleber Z.221-223). Die Schönheit der Lernkurve scheint hier in ihrem Ansteigen zu liegen, also der Visualisierung des eigenen Fortschritts und dem Vergleich mit anderen. Diese Auswertungen scheinen für viele Nutzer ebenfalls eine erste Anregung zur Appnutzung darzustellen, so haben Christian Mönk, Jan Weis, Veronika Schwenk und Bernd Seiler jeweils bei einem Freund die App gesehen und sie sich daraufhin selbst heruntergeladen – wie bereits erwähnt sind die Hürden dazu nicht besonders hoch. Die Visualisierung des Fortschritts und die Aufbereitung der Daten ist also für viele eine Motivati-

on, an Selbstvermessungspraktiken teilzunehmen und ihre Daten zum Vergleich mit anderen oder zur Aufbereitung zu teilen. Die Visualisierung der Leistungen anhand farbiger Diagramme oder Leistungskurven ist ein wichtiger Aspekt, den viele als „schön“ bezeichnen. Eine schöne Kurve zu produzieren, wirkt scheinbar befriedigend und motivierend zugleich; die Aufstellung der eigenen Leistungen zu sehen, ist interessant und macht die durch Messung quantifizierte Aktivität sichtbar. Interessant ist hierbei, dass die digitale Leibmessung mit einer gewissen Ernsthaftigkeit in Verbindung gebracht wird. Dies könnte mit der Verwissenschaftlichung der Gesellschaft erklärt werden, die in Zahlen gefassten Aktivitäten und Leistungen eine andere Dimension von Realität zuschreibt als subjektivem Gefühl und unprofessionellem ‚drauf-los-trainieren‘ (Hartmut Schnell) bzw. „Spielereien“ (I_Jonas Kleber Z.123, W_T_Anfängerforum Z.606). Dieses einfache Teilen ist ein weiterer Aspekt von Convenience: Da die Daten bereits digital vorliegen, ist das Teilen einfacher, sowohl zur Imagepflege als auch zum Vergleich mit anderen. Das Datenteilen wird einerseits direkt durch die Vereinfachung der Messung und Aufzeichnung, aber auch durch die integrierten „Teilen“ Buttons vereinfacht: Durch vorgefertigte Nachrichten ist es möglich, mit wenigen Klicks einen Post über die absolvierte Aktivität oder den Fortschritt zu teilen, ohne den ‘Umweg‘ über den PC oder die Facebook-App machen zu müssen. Auch die Motivation zur Imagepflege kann aus der Perspektive der Convenience verstanden werden: „ich stell meine App ein, dass sie automatisch @((?)) vorschlägt@ auf Facebook des hochzuladen“ (I_Noyam Erdem Z.103-104). Die App bietet über die Verlinkung zur digitalen Infrastruktur von Facebook die Möglichkeit des schnellen und unkomplizierten Datenteilens. Ob Noyam Erdem Imagepflege im Sinne des Teilens von Selbstvermessungsdaten betreiben würde, wenn Datenteilen mit Runtastic nicht entsprechend convenient wäre, ist zumindest fragwürdig. Er müsste seine Ergebnisse selbst aufzeichnen und dann in einem eigens geschriebenen Post teilen, was er vor seiner Appnutzung nach eigener Aussage nicht tat. Beim direkten Teilen durch die App könnte auch der Aspekt der als objektiv angesehenen Daten eine Rolle spielen: das, was die App misst, kann nicht geändert werden: „Man hat halt zu dem Erfahrungsaustausch noch so was objektives, wo man ned bescheißen kann mit dem Runtastic. Das ist eigentlich ganz gut. (I_Jan Weis, Z.341-342) Jan Weis teilt zwar nach eigener Aussage nur sehr wenig über soziale Netzwerke, höchstens

ein Highlight, aber er zeigt die Ergebnisse direkt auf seinem Handy herum, wenn er seine Freunde trifft. Und die Tatsache allein, dass es von seinem Smartphone gemessene Daten sind, verhelfen seiner Teilaktivität zu mehr Glaubwürdigkeit, die Werte ja „was objektives“ sind. Ein weiterer Teil der Convenience von Apps und Fitnessstrackern sind die digitalen Daten: sie können sowohl einfach und standardisiert geteilt werden und zusätzlich bekommen sie durch die App als technisches Artefakt den Rang von objektiv erscheinenden Daten.

Auch aus vielen Faktoren errechnete Fitnessindizes (wie z.B. Nike Fuel) oder vergleichbare Maßeinheiten werden von NutzerInnen herangezogen, um ihre Leistungen sichtbar zu machen. Zusätzlich zum Aspekt des vereinfachten Selbstvermessens werden dadurch auch Messungen oder Auswertungen vorgenommen, die ohne die App so nicht in Betracht gezogen worden wären. Christian Mönk beispielsweise nutzt seinen Index zum Vergleich mit sich selbst und zieht daraus Motivation: „Fitness Index, keine Ahnung, is’n Index, wie der errechnet wird weiss i ned [...] so’n kleines, ähm ja, Instrument mit dem ich mich messen kann, wo ich mich dann au freu wenn’s mal nach oben geht, um diesen Index“ (I_Christian Mönk Z.112-121). Im Falle des Nutzers Jonas Kleber ist der Vergleich sogar nur aufgrund einer für die App einzigartigen Maßeinheit möglich. Er benutzt eine Gehirnjogging-App, die ihm für gelöste Aufgaben in Abhängigkeit von der benötigten Zeit und der Schwierigkeit der Aufgabe Punkte gibt, durch die verschiedene Leistungslevel erlangt werden können. Anhand dieser Punkte kann er sich gezielt mit Freunden vergleichen, nutzt aber eher das Angebot des Vergleichs mit seiner gesamten Altersgruppe. Dabei werden viele Werte in die Berechnung miteinbezogen und gewichtet, wobei die genaue Formel den Nutzern nicht bekannt ist. Dadurch versprechen sie, sehr viele Faktoren allgemein vergleichbar zusammenzufassen, ob man sich nun mit anderen vergleichen oder die eigenen Leistungen bewerten möchte. Dadurch ist er leicht zu vergleichen, sofort teilbar und motiviert den Nutzer, seine App auch weiterhin einzusetzen und darüber hinaus auch seine Daten zu teilen oder sogar mehr Daten zu vermessen und einzugeben. Die Indexbildung ist insofern convenient, dass sie dem Nutzer mit einer Zahl seinen Fitnesslevel anzeigen möchte, der dann wie im Fall von Christian Mönk nach oben oder nach unten gehen kann. Inwiefern dieser Wert wirklich aussagekräftig ist, scheint den Nutzern nicht wirklich wichtig zu sein, da sie die Indices nicht durchschauen, aber sich trotzdem an ihnen

orientieren. Sie bilden eine Art kompaktes Datenpäckchen, das viele gemessene Werte in sich vereint.

Ein Aspekt, der in diesem Zusammenhang weiter erforscht werden könnte, ist die Gamification von Selbstvermessung durch diese Indices, die auch als Scores, wie bei Videospielen, gesehen werden können. Der Nutzer Jonas Kleber bekommt bereits „Level“ und Titel durch seine Punkte zugeteilt: „kriecht man für fünf Punkte das nächste Level und zwar Level eins, das ist dann dieser Gehirnwert, und da kann man ganz ganz viele Stufen erreichen die haben so schöne blumige Namen wie () Geni: oder Meisterhirn“ (I_Jonas Kleber Z.209-211). In ihrem wirtschaftsinformatischem Aufsatz „Gamification“ haben die Autoren Blohm und Leimeister den Einsatz von Gamification bei IT-Produkten diskutiert. Die Kernleistung, in unserem Falle die Vermessungspraktiken durch das Artefakt, soll durch eine Zusatzleistung, hier den Index und damit einhergehende Belohnung, zur längerfristigen Nutzung der Kernleistung motivieren und weiterhin die Nutzung in eine bestimmte Richtung lenken. (Blohm/Leimeister 2013: S 275ff). Hierzu gehören auch Bonusprogramme zur Sicherung der Kundenbindung oder Ranglistenbildung nach Leistung in Unternehmen zur Produktivitätssteigerung. Zurückgeführt auf die App können Indices also auch als gamifizierende Partizipanden angesehen werden, die Nutzer für ihre Vermessung belohnen und sie motivieren, die App weiterhin zu nutzen, auch wenn sie Datenschutzbedenken haben.

Die Kehrseite der Convenience digitalen Vermessens und Teilens besteht darin, dass die Funktionsweisen der technischen Partizipanden den menschlichen Nutzerinnen vorgegeben sind. So haben z.B. Apps bereits eine feste Palette vorprogrammierter Funktionen, die dann zur Auswertung der in ihr fixierten Daten zur Verfügung stehen und vom Nutzer nur innerhalb des vorgegebenen Rahmens verändert werden können. Wie auch beim Convenience-Food geht die Vereinfachung der menschlichen Partizipation an den jeweiligen Praktiken mit einer Einschränkung der Handlungsfähigkeit des Menschen einher.

6.2 „Vergleichen - Verbessern - Motivieren“ – Die motivationale Trias des Datenteilens?

Mit der konzeptuellen Trias Vergleichen-Verbessern-Motivieren kann eine weitere Motivation des Datenteilens im Rahmen von Selbstvermessung beschrieben werden. Die Einzelkonzepte können gemeinsam oder lediglich in Zweierkonstellationen auftreten. In Abhängigkeit von ihrer Relation können sie Motivationen unterschiedlicher Art ergeben. In diesem Abschnitt sollen daher zunächst die einzelnen Aspekte beleuchtet, insbesondere aber in ihrem variablen Verhältnis zueinander dargestellt werden. Anschließend werden die verschiedenen Kombinationen gegenübergestellt, um der Variabilität in unseren Daten gerecht zu werden. Insbesondere sollen Berührungspunkte mit den Konzepten „Convenience“ und „Imagepflege“ aufgezeigt werden. Folgendes Zitat ist ein gutes Beispiel für das Zusammenwirken der drei Einzelkonzepte:

„Es is sehr wichtig. Die Motivation, des Ganzen is, basiert auf, einem Punktesystem [...] Und ohne das, wäre es, einfach nur so'n bisschen Spielerei. Also es ist schon sehr wichtig dass man sich da vergleicht mit Anderen und, auch seine Leistung, stetich, ver-bessert sieht, um die Motivation aufzubauen auch weiter zu machen.“ (I_Jonas Kleber, Z.115-124)

Für Jonas Kleber ist hier die Motivation für fortgesetztes Gehirntraining zentral. Zu diesem Zweck müsse man sich mit anderen vergleichen und eine stetige Verbesserung der eigenen Leistungen *sehen* können. Die Bedeutung des Convenience-Konzeptes (siehe Kapitel 6.1) liegt auf der Hand: Zum einen visualisieren die *Scores* des Punktesystems die eigenen Leistungen und ermöglichen den einfachen Vergleich mit anderen. Zum anderen entsteht trotz dieser *Gamification* eine Ernsthaftigkeit bzw. Wissenschaftlichkeit, welche die Vermessungspraktik von einer bloßen „Spielerei“ abhebt. Das Zitat verdeutlicht aber auch, dass Verbesserung wie Motivation von der Vergleichbarkeit der produzierten Werte abhängen. Der durch die Beteiligung der Artefakte entstehende Glaube an die Objektivität der Daten macht das Vergleichen und das Verbessern (bzw. dessen Sichtbarkeit) erst möglich. Im Folgenden wollen wir daher zunächst den Aspekt des Vergleichens näher betrachten.

Zunächst lohnt es sich verschiedene Formen des Vergleichs zu betrachten. Vergleichen ist eine Form des Datenteilens, die verschiedene Daten (hier oft Leistungen) miteinander in Relation setzt. Intuitiv werden die meisten zunächst an den Vergleich mit konkreten anderen denken. So erklärt Jan Weis: „dann zeigt es an Martin ist heute äh so und so viele Kilometer in der und der Zeit gelaufen und dann kann man da drauf klicken und teilweise werden dann auch noch so da wird die Durchschnittszeit und so angezeigt.“ (I_Jan Weis Z.252-255), und antwortet auf die Frage, was denn ein guter Lauf sei, „Ja man weiß halt von anderen wie die laufen, so dass die Durchschnittszeit so bei sechs Minuten pro Kilometer liegen und () dann kommts auch drauf an wie weit man immer joggt, ob man jetzt bloß drei Kilometer joggt oder zehn Kilometer.“ (Z.309-311). Der Vergleich mit den Leistungen anderer ermöglicht also erst eine Beurteilung der eigenen Läufe.

Allerdings adressiert Jan Weis im letzten Zitat auch eine weitere Form des Vergleichens, den Vergleich mit sich selbst. Das Wissen um die eigenen Laufdistanzen in der Vergangenheit ermöglicht hier die Beurteilung der Durchschnittsgeschwindigkeit. Einerseits verdeutlicht dies erneut, dass der durch Quantifizierung der Leistungen ermöglichte Vergleich als Voraussetzung für die Verbesserung dieser Leistungen gesehen wird – durch das Vorliegen früherer Leistungen werden Referenzpunkte geschaffen. Andererseits scheint aber auch Vergleichen an sich eine voraussetzungsvolle Praktik zu sein, da Erfahrung nötig ist, um geteilte Daten beurteilen zu können. Noch deutlicher wird dies im folgenden Zitat: „ja jetzt die meisten wissen ja eh ned bescheid, ob das jetzt schnell ist oder langsam ist, da muss man schon ein bisschen involviert sein in die Sache und auch mit Runtastic laufen, weil sonst hat man da gar keine Anhaltspunkte groß.“ (I_Jan Weis Z.241-244). Hier kommt die Annahme zum Ausdruck, die Daten würden erst durch langfristiges Praktizieren von Selbstvermessung auf der einen und durch ein „involviert sein“ auf der anderen Seite zu einem Referenzpunkt für Vergleiche. Solch ein investiert sein kommt aus Jan Weis' Sicht aber gerade nicht durch digitales Datenteilen zumindest in der Form von Posts zustande: „Ja schon des [*Runtastic*] ist eigentlich schon so ein Medium um sich auch mit anderen zu vergleichen. Auch wenn man's jetzt nicht hoch lädt dann guckt man mal bei nem anderen ins Handy rein, bei Runtastic wie der so läuft“ (I_Jan Weis Z.316-318). Auf Nachfrage expliziert er:

„dann zeigt man halt seine Strecken und der zeigt seins und dann () ja guckt man halt rein und vergleicht. (lacht) (MT:mhm) läuft der jetzt schneller los wie ich und hinten raus langsamer oder () wie läuft der, legt der Sprints hin zwischen drin oder in welcher Zeit verbessert der sich wie viel oder wie oft geht er Laufen? Wie lang geht er immer laufen^c und halt lauter so Sachen wo für einen Interessant sind. (lacht auf) (MT:mhm) Man lernt ja auch von anderen.“ (I_Jan Weis Z.326-334).

Obleich der Vergleich mit konkreten anderen sich hier auf Daten digitaler Selbstvermessung bezieht, läuft er in direkter face-to-face Interaktion und also in gewisser Weise *analog* ab. Die als objektiv wahrgenommenen Daten vermitteln hier ein voneinander-Lernen, stellen also Vergleichbarkeit zwischen den Leistungen der einzelnen Interaktionspartner her. Dies kann aber auch über *digitales* Teilen ablaufen, wie Noyam Erdem beschreibt. Auf die Frage hin, wie der Austausch auf Facebook ablaufe, antwortet er: „[...] u:nd, es gibt natürlich immer wieder *Ratschläge*, von Freunden, die sehr gute Läufer sind, (2) die mich dann, fragen, weshalb ich, zweimal, hint’erander fünf Kilometer lauf statt, einmal fünf Kilometer und ein Tag, mal nicht laufen und am dritten Tag wieder zehn Kilometer.“ (I_Noyam Erdem Z.107-110). Abgesehen von solchem voneinander-Lernen fasst folgendes Zitat die bisher beschriebenen Formen des Teilens gut zusammen:

„man kann sich dann seine Statistik anzeigen lassen dass man, innerhalb, irgendeiner Übung, immer besser geworden is, und man kann sie auch vergleichen. Mit Freunden die diese App benutzen, und auch mit irgendwelchen Fremden, da kann man, sagen, in meiner Altersgruppe die man vorher angibt, bin ich, mit meinen Leistungen, ähm so gut, dass ich besser bin als siebzich Prozent als neunzich Prozent“ (I_Jonas Kleber Z.117-121).

Jonas Kleber adressiert hier implizit das Vergleichen mit sich selbst und explizit das Vergleichen mit konkreten anderen. Jedoch spricht er auch eine weitere Form des Vergleichs an, der insbesondere durch die neuen Angebote von Seiten der technischen Partizipanden ermöglicht wird: Den Vergleich mit einer unpersönlichen Masse bzw. mit undefinierten anderen. Die Berechnung oben genannter Scores,

Indizes etc. für die breite Masse der Nutzerinnen ermöglicht solche unpersönlichen Vergleiche mit einem Durchschnitts- oder Richtwert.

Hier bietet es sich an, auf das Konzept Convenience zurückzukommen: An sich ist der Vergleich nichts Neues, sondern war auch schon vor der Digitalisierung der Daten möglich. Was sich verändert hat sind die Möglichkeiten zum Vergleich, welche durch die Nutzung von Apps *convenient* geworden sind. Nutzen Bekannte die gleichen Apps und werden entsprechend anhand derselben Parameter vermessen, ist ein Vergleich schnell und unkompliziert möglich (die Kehrseite hiervon ist natürlich der erschwerte Vergleich mit Nutzern anderer Apps) Die Daten liegen bereits digital vor und können leicht sowohl im direkten Gespräch als auch über das Internet geteilt werden. Im letzteren Fall müssen die Adressaten nicht einmal genau definiert sein, Daten werden auf sozialen Netzwerken mit einer mehr oder minder definierten Menge anderer geteilt oder, beim unpersönlichen Vergleich, mit einer Masse anderer Nutzer. Während sich Selbstvermessende früher bewusst dazu entschieden, ihre Daten mit früheren Messwerten bzw. denen anderer zu vergleichen geschieht dies heute teilweise automatisch. Einerseits setzen die technischen Partizipanden erbrachte Leistungen unmittelbar in Relation zu früheren Leistungen, andererseits bieten sie beinahe-automatisierte Möglichkeiten des Vergleichens mit konkreten bzw. mit undefinierten anderen.

Diese verschiedenen Formen des Vergleichs, das Vergleichen mit sich selbst, das Vergleichen mit konkreten anderen – sowie das analoge oder digitale voneinander-Lernen – und schließlich der Vergleich mit undefinierten anderen, ermöglichen wie gesagt sowohl Verbesserung als auch Motivation: „diese ganzen Sachen, die halten einen natürlich bei der Laune und bei der Stange“ (I_Jonas Kleber Z.121-122). Im Folgenden soll daher das Verhältnis von ‚Verbessern‘ und ‚Motivieren‘ betrachtet werden.

Kann Vergleichen als Grundlage sowohl für Verbessern als auch für Motivieren angesehen werden, so sind diese beiden letzteren Konzepte weit weniger trennscharf. Sie stehen in gegenseitiger Abhängigkeit, wobei die Selbstvermessenden den Begriffen jeweils unterschiedliche Bedeutungen zuschreiben. Betrachten wir zunächst Bernd Seiler, so fällt auf, dass er wie auch Jonas Kleber aus der durch die technischen Partizipanden hergestellten Vergleichbarkeit eine gewisse Professionalität der vermessenen Praktik ableitet: „man macht es nicht mehr so nachm

Gefühl, [...] sondern man guckt dann ka- guckt auch während dem Laufen mal so ja halt auf die Werte und schaut so ja ich bin ja eigentlich () ich bin ja eigentlich schlechter als letztes Mal und dann will man sich schon verbessern“ (I_Bernd Seiler Z.82-87). Der Vergleich mit sich selbst ermöglicht es ihm sich zu verbessern. Das sich-Motivieren schwingt implizit mit, wird aber in folgendem Zitat expliziert:

„weil des ist dann halt über Satellit und des wird alles aufgezeichnet (SP: mhm) und () ja ich bin dann auch nicht so sicher aber ich dachte mir halt für mich persönlich ist halt dann der Nutzen größer als der Schaden weil wenn ic- die App hat mich schon ein bisschen motiviert auch öfters Laufen zu gehen“ (I_Bernd Seiler Z.53-56).

Hier fallen die Kosten-Nutzen-Abwägungen ins Auge (vgl. Kap.5.2), die als Legitimierungsstrategie den Nutzen des Motivierens zu häufigerem Laufen der Datenschutzproblematik gegenüberstellen. Dies bedeutet aber gleichzeitig, dass das ‚Motivieren zum Verbessern‘ der vermessenen Praktik eine Motivation des Datenteilens trotz eines diesbezüglichen Problembewusstseins darstellt. Christian Mönk ist ein weiterer Vertreter des ‚Motivierens zum Verbessern‘. Auf die Frage, was seine Ziele seien antwortet er, „um mich zum zu messen, und auch n’ Stück weit zu *motivieren*. (3)“, und auf Nachfrage, was damit gemeint sei, „Motivieren weil ich nur dann motiviert bin, also wenn ich auf der Stelle trete wenn ich merke ich hab jetzt drei Woche lang trainiert und ich w- werd ned schneller dann werd ich bin ich demotiviert dann hör ich entweder mitm Training auf oder mach was anderes.“ (beides I_Christian Mönk Z.148-153). Auch hier ist also der Vergleich mit sich selbst Grundlage sich zu besseren Leistungen zu motivieren. Folgendes Zitat verdeutlicht noch einmal die Rolle der Artefakte: „Und, jetzt, durch die App, krieg ich die (klopft auf den Tisch) Rückmeldung automatisch und ähm ändere mich dann auch schneller. (lacht) @Also trainiere dann regelmäßiger@“ (I_Christian Mönk Z.344-346). Der *automatische* Vergleich macht Selbstvermessung als Grundlage des Motivierens zum Verbessern convenient.

Die Relation von Verbessern und Motivieren lässt sich in unseren Daten aber auch genau anders herum feststellen – in Form einer ‚Verbesserung als Motivation‘. Wenn Sina Meier beim Vergleich ihrer Daten sieht, dass sie sich verbessert hat, motiviert sie dies: "Weil ich dann irgendwie seh, ah beim letzten Mal bei de sieben

Kilometer hasch so und so lang gebraucht, und jetzt hasch dich gesteigert, und - für mi isch es immer motivierend."(I_Sina Meier Z.71f). Hier motiviert die durch den Vergleich mit sich selbst erkenntliche Verbesserung das fortgesetzte Praktizieren der vermessenen Aktivität. Auch Hans Pattke motiviert sich auf Empfehlung seiner Tochter durch Verbesserungen zum Abnehmen: „hat Anna g’sagt, mach nicht zu viel, [...] mach in mehreren Schritten, und wenn de dann eine erreicht hast, mit dem nächsten Schritt weitermachen. Also immer vom Erfolg, zum nächsten Erfolg sich motivieren.“ (Z.92-95). Ähnlich verhält es sich bei Veronika Schwenk: „du bisch irgendwie motivierter (lacht) zu laufen find ich weil du halt wirklich, dann auch siehst, ähm, jetzt, heute, war ich voll gut unterwegs“ (I_Veronika Schwenk Z.75-77). Auch hier sind die aufgrund des Vergleichs als gut bzw. besser bewerteten Leistungen Motivator für intensiveres Training. Motivation entsteht in diesem Fall allerdings auch auf anderem Wege; am Ende jeder Woche teilt die App ihr mit, „Super diese Woche sind @Sie so und so viel@ Kilometer gelaufen“ (Z.82). Auch dies motiviere sie, mehr zu trainieren. Hier zeigt sich die Verbindung des Konzeptes mit der Imagepflege (vgl. Kap.6.3), da der technische Partizipand hier ein positives Selbstbild bestätigt. Das Motivieren zum Laufen wird also gleichsam Motivation zum Datenteilen mit den beteiligten Artefakten.

Etwas anders verhält es sich bei Andrea Schmidt, die Verbesserung insbesondere durch Pulskontrolle anstrebt (für die digitale Selbstvermessung nicht vonnöten ist) und sich zum Training hauptsächlich durch die Aufzeichnung des bisher geleisteten motiviert:

„innerhalb von nem Monat hab ich jetzt 600 Kilometer gemacht (ML: mhm) oder so dann ähm is man halt einfach auch n’ bisschen motivierter ähm wieder auf’s Fahrrad zu steigen und diese (ML: rutscht mit dem Stuhl) diese Zahl zu erhöhen letztendlich also es motiviert^c einfach schon n’ bisschen zum Training“ (I_Andrea Schmidt Z.63-66).

Hier ist es also nicht das Verbessern, wohl aber die schiere Sichtbarkeit der quantifizierten Leistungen, die hilft sich zum Radfahren zu motivieren; ‚Je mehr ich in der Vergangenheit geleistet habe, desto motivierter bin ich zukünftig mehr zu leisten‘. Auch hier dienen die quantifizierten Daten als Referenzpunkt – in diesem Fall für zukünftige Leistungen – sozusagen ein extrapoliertes Vergleich. Neben der

Motivation zur weiteren Verbesserung und der Verbesserung als Motivation steht also auch der Vergleich als Motivation – ohne Vermittlung durch das Verbessern.

Auch der umgekehrte Fall des Vergleichens als Grundlage zur Verbesserung findet aber Vertreterinnen in unserem Material. Wie aus obenstehendem Zitat von Jan Weis zum ‚voneinander-Lernen‘ hervorgeht, kann der Vergleich mit anderen als Grundlage für die Verbesserung von Technik und Laufverhalten dienen. Motivierend sind für ihn eher die Sportabnahmen während der Polizeiausbildung sowie die Tatsache, dass viele Kollegen ebenfalls Sport treiben. Dabei geht es aber nicht um einen Wettkampfcharakter – das Vergleichen von Leistungen über Posts auf Facebook stellt Jan Weis als eine Form des Vergleichs dar, die mit Motivation wenig zu tun hat:

„Ich weiß halt das die Apps- () andere auch haben, andere Kumpels. (MT:mhm) Die sich auch damit auskennen (MT: mhm) und: auch drauf achten wie schnell sie Laufen, welche Strecke in welcher Zeit und ja das man sich da ein bisschen vergleicht halt. Das ist eigentlich schon so der Faktor, [...] zu zeigen, wie toll man ist“ (I_Jan Weis Z.237-241).

Während das analoge Vergleichen digitaler Daten also durchaus eine Grundlage für das sich-Verbessern bietet, wird das digitale Vergleichen von Daten hier als Selbstdarstellung wahrgenommen – für das voneinander-Lernen scheint face-to-face Interaktion vonnöten zu sein. Erneut zeigt sich hier die Verknüpfung des Konzeptes mit der Imagepflege, die im folgenden Abschnitt besprochen wird. Motivation hängt in dieser Sichtweise nicht mit Vergleichen oder Verbessern zusammen.

Anders bei Hartmut Schnell, der die motivationalen Aspekte digitaler Selbstvermessung durchaus anerkennt: „man hat dann später ne Analyse kann man auch sehen ah ich konnte mich steigern das wird dann in Diagrammen dargestellt ähm für Männer ist das teilweise dann ähm () vielleicht sehr motivierend“ (I_Hartmut Schnell Z.243-247). Handelt es sich hier um einen weiteren Fall des Motivierens durch Verbesserung, ist digitale Selbstvermessung ihm doch eher neu. Als Leiter eines gesundheitsorientierten Fitnessstudios macht er insbesondere den Vergleich mit den eigenen Leistungen als Grundlage für das Verbessern stark. Von einem Vergleich mit anderen rät er ab, da es potentiell ungesund sei: „jeder trainiert mit seinen Muskeln.“ (I_Hartmut Schnell Z.334). Das analoge Festhalten von Leis-

tungsdaten auf Papier und auf Grundlage dessen das Erstellen von Trainingsplänen sei hingegen ein „Fahrplan in dem Fall dass sie nicht sinnlos da irgendwas machen sondern, dass es schon ähm ja Hand und Fuß hat, [...] *und* es ist natürlich dann auch so ne gewisse Bestätigung man sieht dann ah [...] das Gewicht konnte man steigern!“ (I_Hartmut Schnell Z.190-195). Hier zeigen sich zwei verschiedene Ansichten. Einerseits sind der Vergleich mit früheren Leistungen und das Erstellen von Trainingsplänen Grundlage, um sich verbessern zu können – und hier zeigt sich eine ähnliche Ansicht wie bei Jan Weis, das Gespräch mit anderen Involvierten wird lediglich durch Trainer ersetzt. Andererseits ist die Verbesserung wiederum Bestätigung und das heißt in diesem Fall Motivation. Besonders deutlich wird hier, dass Selbstvermessung als Grundlage von Vergleichen-Verbessern-Motivieren kein neues Phänomen ist; neu ist hingegen die Beteiligung von technischen Partizipanden, die diese Praktiken vereinfachen – es ist kein minutiöses Aufschreiben nötig, keine Trainer oder Kosten durch Fitnessstudios – und zu Datenteilen in Form von sowohl Datenfreigabe als auch intentionalem Teilen motivieren. Am Fall Hartmut Schnell ließen sich verschiedene Konstellationen der betrachteten Einzelkonzepte illustrieren: Motivation durch den (visualisierten) Vergleich mit sich selbst, Vergleichen als (direkte) Grundlage des Verbesserns und Motivation, die durch Verbesserung vermittelt wird. In einigen Interviews tauchen die Konzepte jedoch auch in sich gegenseitig verstärkender Form auf.

Um unsere Betrachtungen zu beschließen, kehren wir zum einleitenden Interviewausschnitt mit Jonas Kleber zurück. Hier werden explizit alle drei Aspekte des beschriebenen Konzeptes – Vergleichen, Verbessern und Motivieren – benannt. Die technischen Partizipanden bieten seiner Ansicht nach die Grundlage für die Motivation zur vermessenen Praktik. Ohne das Punktesystem wäre weder der Vergleich mit anderen noch das Verbessern der eigenen Leistungen möglich. Die Punkte motivieren dazu sich zu verbessern, genau wie der Vergleich mit anderen in seinem Wettkampfcharakter: Besser zu sein als ein definierter Anteil der eigenen Altersgruppe, scheint hier eine starke Wirkung zu haben. Die Verbesserung – sowohl in Relation zu eigenen, früheren Leistungen, als auch relativ zu den Leistungen anderer – motiviert wiederum die fortgesetzte Partizipation an den vermessenen Praktiken. Der gesamte konzeptuelle Komplex wird dadurch zum Motivator des

Datenteilens in all seinen beteiligten Formen. Auch bei Noyam Erdem zeigt sich solche Interrelation der Einzelkonzepte:

„die Fortschritte zu sehen, ist mir, persönlich wichtig, damit ich mich auch steigern kann und, des isch immer wieder n’ Anreiz, wenn man sieht, also jetzt bei der Lauf App, wie lang ich für fünf Kilometer gebraucht habe. Dann setz ich mir immer wieder Ziele, dass ich, mich um ne Sekunde verbessere und und und ja.“ (I_Noyam Erdem Z.9-13)

Der Vergleich mit den eigenen Leistungen, die genau dadurch zu Fortschritten werden, *ermöglicht* es Noyam Erdem erst sich zu verbessern. Gleichzeitig werden diese *Verbesserungen* zur *Motivation* für weitere Verbesserungen, die zu solchen wiederum erst durch *Vergleich* zu den Vorangegangenen Leistungen werden. Dieser scheinbar selbst perpetuierende Kreislauf ist jedoch mit einem weiteren Motivator des Datenteilens verknüpft, der ebenso zu weiteren Fortschritten anregt: der Imagepflege: Diesem nun schon mehrmals genannten Konzept widmen wir uns im nächsten Abschnitt.

6.3 „Es ist ja schon dazu da, zu zeigen wie toll man ist.“ – Imagepflege als Motivation des Datenteilens

Sowohl „Convenience“ als auch „Vergleichen-Verbessern-Motivieren“ sind eng mit einem dritten Konzept verknüpft, der Imagepflege. In den Interviews wie auch in den Forendiskussionen werden Praktiken des Datenteilens die Funktion der Selbstdarstellung zugeschrieben. Dies geschieht teils explizit, teils wird Datenteilen nur implizit als Form eines *impression managements* (Goffman1956) angesprochen. Wohl am deutlichsten geht der Aspekt der Imagepflege aus den Aussagen von Jan Weis hervor. Das Posten von Laufergebnissen dient ihm zufolge dazu „zu zeigen, wie toll man ist“ (Z.236). Er vergleicht dies mit dem digitalen Posten von Bildern: „[...] Ja: ist ja logisch, wenn man ein Bild von sich macht und es sieht scheiße aus postet man es ja auch ned (lacht) [...]“ (Z.230f).

Der Bildvergleich macht deutlich, dass es um Selbstdarstellung geht, um die Darstellung eines positiven Bildes von sich selbst oder kurz: um Image. In *Presentation of Self in Everyday Life* (1956) beschreibt Erving Goffman die inter-

aktive Selbstdarstellung, die Menschen im Alltag betreiben. Bei der Betrachtung solcher Selbstdarstellung müsse der Fokus auf dem sogenannten impression management liegen, so Goffman (ebd.: 49). Impression management realisiert sich nach Goffman jedoch unter Kopräsenz von Interaktionspartnern und in diesem Sinne ‚face-to-face‘. Es stellt sich also die Frage nach der Übertragbarkeit dieses Konzeptes auf digitales Datenteilen, bei dem Kopräsenz zumeist nicht gegeben ist. 1995 stellte Miller diese Frage in Hinblick auf die Darstellung des Selbst auf persönlichen Homepages. Er kam zu dem Schluss, dass diese Form elektronischer Selbstdarstellung sich nicht grundlegend von Goffmans Konzepten unterscheide, jedoch weniger Möglichkeiten für Interaktion und mehr Gelegenheiten für Selbstdarstellung (embodiment) biete (ebd.: 3). Diesem Befund soll im Folgenden durch die Konzeptualisierung eines Image-Begriffes Rechnung getragen werden. Dabei wird auf die Verwendung von image bei Goffman zurückgegriffen, der den Begriff häufig zur Illustration seiner Konzepte nutzte, ihn jedoch nie eindeutig definierte. In der deutschen Übersetzung von Goffmans *Interaction Ritual* (1967) hingegen wird der Begriff Face-Work mit ‚Imagepflege‘ übersetzt (vgl. Goffman 1971: 10ff). Dieser Interpretation, welche die Begriffe face und image gleichsetzt, kann hier nur teilweise gefolgt werden, erstens da die Metaphorik der beiden Begriffe einen Erkenntnisgewinn verspricht, zweitens da face-work nur unter Bedingungen der Kopräsenz erfolgt. Vielmehr soll digitale Imagepflege nachfolgend eine Sonderform des impression managements bezeichnen, die zur Beschreibung digitaler Repräsentationen des Selbst dient. Bei Hogan (2010: 3) findet sich ein ausgewählter Überblick von Autorinnen, die Goffmans Konzepte auf online-Selbstdarstellungen beziehen. Die Annahme, dass dies Formen von Impression Management darstellt ist gemeinsamer Nenner dieser Arbeiten.

Goffman (1956) stellt die These auf, dass eine Person in unmittelbarer Gegenwart von anderen sich intentional oder unintentional ausdrücken (express) müsse, während die anderen dadurch einen Eindruck (impression) von ihm gewannen (ebd.: 2). In vielen Situationen sind solche Impressionen der einzige Weg, Informationen über andere Anwesende zu erhalten und so zu einer *Definition der Situation* zu gelangen. Indem Individuen durch ihr Verhalten bestimmte Impressionen hervorrufen, kontrollieren sie die Reaktionen anderer auf ihre Person. Impressionen sind Projektionen unbewusster Annahmen über und Erwartungen an ein Indivi-

duum. Diese Projektionen sind es, die durch impression management beeinflusst werden können; welcher Gestalt sind aber solche projizierten Impressionen? Darüber kann das in Stigma (Goffman 1963) entwickelte Konzept der *persönlichen Identität* Aufschluss geben (ebd.: 73f). Zwei Aspekte persönlicher Identität sichern die Einzigartigkeit (uniqueness) des Individuums. In ihrer jeweiligen Kombination einzigartige Sets biographischer Elemente werden durch Identitätsmarker (positive marks bzw. identity pegs) auf Individuen fixiert. Goffman nennt „the photographic image of the individual in others‘ minds“ (1963: 73) als typischen Identitätsmarker. Solche imaginierten Abbilder beziehen sich auf das Gesicht oder – allgemeiner – die physische Erscheinung einer Person. Aber auch Namen oder das Wissen um die Positionen einer Person im familialen Netzwerk können diese Funktion erfüllen. Wenn Goffman schreibt, „Only one person at a time can be fitted to the image I am here discussing“ (1963: 74), tritt der doppelte Sinn des Wortes image zutage. Einerseits handelt es sich um Reduktionen von Personen auf Bilder im Sinne von Markern bzw. Symbolen. Andererseits evozieren diese Symbole *Bilder* im metaphorischen Sinne: Kompositionen von persönlichen Attributen und daran gekoppelter Assoziationen bilden das Image von Personen, ganz wie eine Bildkomposition von der Relation der Einzelelemente des Bildes abhängt. Image bezeichnet also eine von den Interaktionspartnern jeweils situativ projizierte Kombination von Eigenschaften auf ein Individuum. Dabei wird die jeweilige Impression, die das Verhalten einer Person bei den Interaktionspartnern hervorruft, abhängig von deren bisherigen Informationen über die Person mit weiteren Bildern verknüpft. Dieser Vorgang läuft assoziativ, d.h. weitgehend unbewusst ab; das Individuum *verkörpert* ein bestimmtes Bild von sich. Eine ähnliche Interpretation der Selbstdarstellung in Social Media bietet Hogan (2010: 4f) an. Er sieht das Teilen von Daten als Ausstellung (exhibition) von Repräsentationen des selbst. Allerdings setzt er Daten mit Artefakten gleich – die analytische Trennung von Artefakten und Daten ist aber essenziell für die von uns vertretene praxeologische Perspektive, weshalb wir bei dem Konzept des Images bleiben wollen. Wie unterscheidet sich aber nun Image von einer Impression?

Nach Miller (1995) besteht der Hauptunterschied der Selbstdarstellung auf personal homepages in der Reichhaltigkeit der Interaktion im Goffman’schen Sinne, die aufgrund ermangelnder körperlicher Darstellungsmöglichkeiten in elektroni-

scher Interaktion nicht gegeben ist. So können die Besitzerinnen von Homepages nicht sicher sein, ob Kommunikation zustande kommt, d.h. ob one-to-one, one-to-many, one-to-anyone oder one-to-no-one Interaktionen stattfinden¹³. Diese Beschränkungen können Miller zufolge jedoch auch Vorteile mit sich bringen. Zum einen bringt nach Goffman die Eröffnung einer Interaktion stets die Gefahr einer Zurückweisung mit sich (vgl. Goffman 1966: 91f) und sofern eine Interaktion hergestellt wird, können sich Schwierigkeiten ergeben, sie wieder zu beenden. Zum anderen fungiert Scham (als körperlicher Affekt) als Kontrollmechanismus koordinierter Interaktionen, da gescheiterte Darstellungen *alle* Interaktionsteilnehmer beschämen können. Das Fehlen dieser Gefahren in elektronischer Kommunikation bzw. die geringere Empfänglichkeit dafür (it is easy to make a fool of yourself on the Web: [...] but doing it will cause you little pain.“, Miller 1995: 3) geht mit erheblichen Freiheiten im Vergleich zu face-to-face Interaktionen einher. So schreibt Miller: „Web pages provide more opportunity for 'embodiment' though less for interaction. People can present photos of themselves (and their children), favourite graphics, snatches of speech, and access to a labyrinth of their interests and contacts“ (1995: 3). *Schamlose* Darstellungen von Bildern – Imagepflege in direkter Interaktion – werden oft als Angeberei¹⁴ bezeichnet. In elektronischer Kommunikation im Web bzw. beim digitalen Datenteilen scheinen andere Voraussetzungen gegeben zu sein (siehe aber Typ „Selektiver Selbstvermesser“ weiter unten zur Notwendigkeit des Impression Managements in Bezug auf Imagepflege), digitale Imagepflege verringert die Gefahr des Gesichtsverlusts. In *Interaction Ritual* (1967) schreibt Goffman über das Gesicht (jenes Konstrukt, dass in der Metapher des Gesichtsverlusts zum Ausdruck kommt): „Face is an image of self

¹³Internetplattformen und Messengerdienste wie Facebook und WhatsApp zeigen inzwischen an, ob Kommunikation stattfinden kann bzw. hat. Im Falle von Posts kann aber nach wie vor oft nicht nachvollzogen werden, ob und wer diese empfangen hat. Miller verweist wiederholt darauf, dass die Ausdrucksmöglichkeiten elektronischer Kommunikation im Web sich mit dem technischen Fortschritt Alltagsinteraktionen annähern werden.

¹⁴Nach Staiger et al. (2015) ist die Angst, der Angeberei bezichtigt zu werden, einer der Gründe, weshalb von ihnen untersuchte Selbstvermesserinnen Abstand vom Teilen ihrer Daten nahmen.

delineated in terms of approved social attributes“ (ebd.: 5) ¹⁵. Wie schon angemerkt wurde, wird in der Deutschen Übersetzung face mit ‚Image‘ übersetzt; obiges Zitat wird dementsprechend zu einer Definition von Image, die hier aber wie gesagt nicht ohne Vorbehalte übernommen wird. Vielmehr verweisen obige Argumente auf den Vorteil eines Konzeptes von (digitaler) Imagepflege, das sich von ‚normalem‘ impression management durch explizites Management jener images/Bilder unterscheidet, die ein bestimmtes image hervorrufen sollen – ganz ohne körperliche Kopräsenz ¹⁶.

Noch deutlicher wird dies, wenn Miller darauf verweist, dass solche Mittel der Selbstdarstellung besonderes Potential für falsche Darstellungen (misrepresentations) bergen, da sie vor der Präsentation sorgfältig ausgewählt werden. Dies korrespondiert mit Jan Weis‘ eingangs zitierter Aussage, man teile besonders gute Läufe (wie Bilder), um zu zeigen wie toll man sei. Hier bietet sich die Verwendung von Goffmans Konzept der Hinterbühne an, in der glaubwürdige Darstellungen auf der Vorderbühne mit Vertrauten bzw. Mitgliedern des eigenen Teams¹⁷ abgesprochen und geplant werden (1956: 66ff). Die von Miller beschriebene Vorauswahl der (im Sinne unserer Forschungsperspektive) geteilten Bilder und anderer Darstellungsformen werden direkt aus der Hinterbühne in die Vorderbühne projiziert ¹⁸. Solche Formen der Imagepflege werden dabei seltener mit menschlichen Teammitgliedern als vielmehr mit technischen Partizipanden – Smartphone mit Kamera,

¹⁵Zugleich mag die Identifikation von Image als Gesicht – ebenso wie der Verweis auf reale wie imaginierte Abbilder von Gesichtern als Identitätsmarker – auf die Bedeutung von Facebook als bis heute prominentestes Onlineangebot für digitale Selbstrepräsentation bzw. Ort digitalen Datenteilens verweisen.

¹⁶Neben dem Posten von Bildern und dem Teilen von Selbstvermessungsdaten gibt es natürlich noch weitere Formen digitaler Imagepflege. So schreibt Miller: “show me what your links are, and I’ll tell you what kind of person you are.” (1995: 4)

¹⁷“It may even be said that if our special interest is the study of impression management, [...] then the team and the teamperformance may well be the best units to take as the fundamental point of reference.” (Goffman 1956: 49)

¹⁸Hogan (2010) argumentiert gegen Interpretationen, die digitale Orte der Selbstdarstellung (wie Facebook) als Hinterbühne bezeichnen, da der Zugang zu diesen auf bestimmte Personen beschränkt werden kann. Hingegen betrachtet er diese Orte zur Präsentation der personal front (ebd. 3f).

Selbstvermessungs-Apps und Facebook – abgestimmt. So beschließt Noyam Erdem – nicht ohne Bedauern – das Interview:

„[F]rüher war es so dass man, mh, sich selber n’ Blatt Papier genommen hat und sich n’ Trainingsplan erstellt hat. Heutzutage macht des ne App. Früher hat^c man n’ Trainer gehabt heutzutage, ja, wie gsagt, des ersetzt alles, da zahlt man fünf^c Euro für ne App, und die ersetzt des alles“ (I_Noyam Erdem Z.167-170)

In diesem Zusammenhang lohnt es sich nochmals Goffman zu zitieren:

„Performers often feel uneasy in the presence of a trainer whose lessons they have long since learned and taken for granted. Trainers tend to evoke for the performer a vivid image of himself that he had repressed, a self-image of someone engaged in the clumsy and embarrassing process of becoming.” (Goffman 1956: 111)

Da Image wie gesagt nicht nur die Projektion einer Impression durch andere darstellt, sondern auch ein Selbstverständnis des ‚abgebildeten‘, wird verständlich, dass technische Partizipanden im Rahmen von Selbstvermessung eher zu Imagepflege *motivieren* als menschliche Trainer. Dies zeigt sich auch an einer Aussage des von uns interviewten Leiters eines Fitnessstudios:

„ich rate auch davon ab sich mit andern zu vergleichen, [...] schon wenn die unterschiedliche Körpergrößen haben, einen unterschiedlichen Fitnesszustand ist das eigentlich nicht von Vorteil, weil ähm es kann sein, dass derjenige [...] ähm gesundheitlich da irgendwie sich da schaden zu zieht“ (I_Hartmut Schnell Z.326-333).

Dies gilt natürlich entsprechend für Motivationen des Vergleichen-Verbessern-Motivierens. Es sollte auf eine weitere Besonderheit digitaler Imagepflege hingewiesen werden. Miller greift auf Goffmans Unterscheidung zwischen intendierten Informationen (given) und jenen die „durchsickern“ (given off) zurück (Miller 1995: 2, 4). In face-to-face Interaktionen sind non-verbale Informationen (Körperhaltung, Stimmmodulation, abschweifende Blicke) eine zusätzliche (und häufig unintendierte) Quelle für Impressionen der Interaktionsteilnehmer. In elektronischer Kommunikation, so

Miller, fallen diese nicht weg sondern treten in parakommunikativer Form auf: „there is still room for information about the self to be given off in the way people use the medium, in what they say as well as what they don't say" (1995: 7).

Dies zeigt sich auch in unseren Interviews, denn nicht alle Interviewpartner sprechen den Aspekt der Imagepflege so offen an wie Jan Weis (siehe einleitendes Zitat). Viele adressieren dies nur indirekt oder in Abgrenzung zu anderen Personen, deren Praktiken des Datenteilens als zu exzessiv angesehen werden, wie zum Beispiel Veronika Schwenk,

„des kannsch ja auch mit Facebook verbinden:, und ich kenn auch Leute, die denn dann so, (kindliche Stimme mimend) heute bin-ich so und so viel Kilometer mit dem Fahrrad gefa:hrn oder so, aber [...] dass, alle Facebookfreunde jetzt sehen, wie viel ich jetzt, wie viel oder wie schnell ich jetzt gela:ufen bin, also, des würd ich jetzt zum Beispiel nich wollen“ (I_Veronika Schwenk Z.196-199),

oder Sina Meier, „Ja, manche Leute, die poschten ja wirklich () also alles [...] das (2) muss jetzt net unbedingt sein“ (I Sina Meier Z.417-419). Allerdings postet auch Sina Meier hin und wieder ihre Laufergebnisse: „also das hab ich zwei Mal oder so bisher gmacht und () das isch einfach nur wenn ma sehr sehr stolz auf ein selber ist, dann () mach ich des aber (1) ähm (1) das is auch schon ne Weile her wo ich das gmacht hab. Das mach ich jetzt net regelmäßig“ (Z.318-321). Imagepflege, hier als Darstellung einer Leistung, welche die Selbstvermessende in einem positiven Licht erscheinen lässt, auf die sie „stolz“ sein kann, scheint etwas zu sein, dass in vielen Fällen der Rechtfertigung bedarf. Man grenzt sich von anderen ab, deren exzessive Imagepflege als obskur wahrgenommen wird, und betont, man selbst würde nur selten selbst etwas posten. Interessanterweise scheint Imagepflege, wird sie direkt thematisiert, besonderen Impression Managements zu bedürfen. Im Gegensatz zu Jan Weis sind dies Repräsentationen, die (eigene) Imagepflege nicht explizit als solche benennen; intensive Imagepflege über das Teilen von Daten wird als Angeberei empfunden, ein Vorwurf der die Gefahr des Gesichtsverlusts birgt und gegen den man sich selbst immunisieren möchte.

Spätestens an diesem Punkt zeichnet sich ab, dass wir verschiedene Typen von Selbstdarstellern aus unserem Material generieren konnten. Neben der selektiven

Selbstdarstellerin, die nur ausgewählte Leistungen postet, gibt es den abstinenteren Selbstdarsteller, dem digitale Imagepflege anrühlich oder in Hinblick auf den Datenschutz unsicher erscheint. Schließlich gibt es auch offensive Selbstdarstellerinnen, die vieles bis ausnahmslos alles teilen, u.a. eben auch, um ein positives Image zu erzeugen. Die folgende Darstellung der unterschiedlichen Typen beginnt mit diesem letzten Typus. Anschließend soll das Kapitel kurz zusammengefasst werden.

Der offensive Selbstdarsteller Der Typ des offensiven Selbstdarstellers erscheint in unseren Daten in verschiedenen Formen. So begegnete er uns durch unsere Akquise in Fitnessstudios in Form eines Bodybuilders, der sowohl seine Leistungen als auch Videos seines Trainings auf Facebook teilte, jedoch für ein Interview nicht zu gewinnen war. In den onlinebasierten Gruppendiskussionen wurde er durch Sven K. ‚verkörpert‘ In unseren Interviews taucht er jedoch lediglich in Gestalt von Noyam Erdem auf, dessen Fall wir daher nachfolgend näher beleuchten wollen. Das Teilen so gut wie aller seiner Laufdaten über die App Runtastic hat in seinem Fall einerseits motivationale Gründe:

„ja, durch die Likes die die Leute, auf Facebook abgeben, und, (2) ja durch die Kommentare, (2) und, des bringt einfach, (2) oder des zieht mit sich, dass ich, noch mehr Erfolg haben möchte. (2) Gerade beim Laufen, dann denk ich mir, okay dann muss ich halt nüscht mal zwölf Kilometer laufen“ (I_Noyam Erdem Z.53-56)

Wie im Abschnitt „Vergleichen-Verbessern-Motivieren“ geschildert, mag die Motivation zur weiteren Verbesserung der vermessenen Praktik aus dem Vergleich mit sich selbst oder mit anderen entstehen. Aus obigem Zitat geht jedoch hervor, dass die Motivation zur weiteren Verbesserung auch von der Bestätigung eines Images herrührt, welches durch das Teilen der Laufergebnisse auf Facebook und entsprechendes Feedback erzeugt wird. Es geht hier nicht um den Vergleich oder den Wettkampf mit anderen. Allein die Tatsache, dass andere seine Fortschritte oder auch nur seine Aktivität registrieren und positiv bewerten, ist für Noyam Erdem Motivation genug, sich zu neuen Bestleistungen anzuspornen. Im Vergleich zu Jan Weis, der Datenteilen direkt als Imagepflege bezeichnet, scheint Noyam Er-

dem seine Selbstdarstellung weitaus weniger reflektiert wahrzunehmen. Tatsächlich scheint er davon auszugehen, dass die geteilten Daten ihn so widerspiegeln, wie er tatsächlich ist:

„des' einfach ne Genugtuung für mich dass ich seh, dass es anderen Leuten gefällt [...] Weil, (2) ich [...] dadurch, ja Achtung bekomme [...] Weil ich war früher, würd ich sagen nie der beste Läufer, und inzwischen kann ich von mir behaupten dass ich kein schlechter Läufer bin. Und des wissen die- meine Freunde auf Facebook natürlich auch, und die schätzen des einfach (5)“ (I_Noyam Erdem Z.60-66)

Das positive Feedback der Rezipienten bestätigt das Selbstbild Noyam Erdems, was mit „Genugtuung“, „Achtung“ und Wertschätzung einhergeht. Dies korrespondiert mit Goffmans These, der soziale Wert, den eine Person aus ihrem Image (hier als *Gesicht*) schöpfe, rufe unmittelbare emotionale Reaktionen hervor (1967: 5f). Im Falle Noyam Erdems zeigt sich nun, dass infolgedessen die Wichtigkeit sowohl der vermessen^{en} als auch der vermessen^{den} Praktiken zunimmt. Ist Imagepflege über das Teilen von Laufergebnissen zunächst schlicht convenient (vgl. Kap.6.1), bedingt sie im Zeitverlauf, dass Noyam Erdem „noch mehr Erfolg“ (Z.55) haben möchte. Erfolg ist dabei nicht nur im Sinne von Fortschritten und besseren Leistungen sondern insbesondere als Image zu verstehen; erst soziale Anerkennung macht Fortschritte zu einem Erfolg (und nur in diesem Zusammenhang spricht Noyam Erdem von Erfolg). Andererseits fühlt sich Noyam Erdem durch die Likes und Kommentare im Alltag „verfolgt“ (Z.51). Die Praktik des Datenteilens in Form der Imagepflege auf Facebook macht sich sozusagen kontinuierlich bemerkbar und steigert damit sowohl die eigene Relevanz im Alltag als auch die der Selbstvermessungspraktiken. Es wird deutlich, dass Imagepflege zu weiterer Imagepflege – soll heißen zu mehr Erfolg aufgrund sozialer Anerkennung – und ergo zur intensiveren Partizipation an Praktiken des Datenteilens und Vermessens motivieren kann. Hierbei bleibt an die Bedeutung der Projektion von images aus der Hinterbühne und die Substitution von menschlichen durch technische Teammitglieder zu erinnern.

Solche Intensivierung lässt sich auch erkennen, wenn Noyam Erdem davon spricht einem „Fitness Wahn“ (Z.23f) verfallen zu sein. Auch weist er auf die

Gefahr einer Sucht hin, denn „d-die App die erinnert dich permanent daran dass du wieder zum Laufen musst, dass du Trainieren musst, und auto-n-ja desch' n' Automatismus dass du dann auf dein Handy schaust und in die App *reinklickst*“ (I_Noyam Erdem Z.161-164). Es wird deutlich, dass die in den Artefakten sedimentierten Formen der Partizipation potenziell eine Anpassung menschlichen Verhaltens bewirken können. Dies erstreckt sich denn auch auf Formen des Datenteilens im Sinne der Imagepflege: „Aber inzwischen, also die letzten zwei drei Monate hab ich's unterlassen hochzuladen, weil, ja, meine App des nicht mehr, so, möchte, dass ich des hochlade [...] da müsste man wieder, ja, n' Betrag *bezahlen*“ (I_Noyam Erdem Z.130-131). Die Personifizierung der App, die nicht mehr „möchte“, dass Noyam Erdem seine Laufergebnisse teilt, verdeutlicht eindringlich, wie sehr solche Praktiken von der Beteiligung der technischen Partizipanden abhängt. Obgleich Imagepflege eine prominente Rolle in dem betrachteten Fall eines Selbstvermessers einnimmt – sie motiviert zur weiteren Vermessung und Verbesserung der vermessenen Praktik, wie auch zu fortgesetzter Selbstdarstellung – wird davon abgesehen, sobald weitere Partizipation am Datenteilen inconvenient erscheint.

Die von uns initiierte Forendiskussion zum Thema Fitness-Apps und Datenschutz eröffnete uns den Zugang zu einem weiteren Vertreter offensiver Selbstdarstellung. In der Signatur der Forenbeiträge von Sven K. finden sich folgende Angaben:

Zeiten:

PB (Training)..... ..5Km 00:26:49

PB (WK)..... ..10Km 00:54:27

Weiteste Strecke(Training)...21,55 Km 02:18:26

Mein Abnehm-Lauf

START _____ zur Zeit _____ ZIEL

129,1 kg ————— -89,5kg ————— 85 kg

Neben seinen persönlichen Bestzeiten in Training und Wettkampf und seiner weitesten zurückgelegten Strecke veröffentlicht er also standardmäßig sein aktuelles, vergangenes und angestrebtes Körpergewicht in jedem einzelnen seiner Beiträge. Er kann als überdurchschnittlich aktiver Forumsnutzer eingestuft werden,

zum Zeitpunkt des Zugriffs hatte er bereits weit über 2.000 Beiträge verfasst. Einer seiner Beiträge zu unserem Forum lässt vermuten, dass er seine Selbstvermessungsdaten auch auf anderen Wegen (z.B. Facebook) teilt:

„Möchte ich die Läufe bei Facebook oder anderweitig verbreiten, kann ich das über GPSies.com erledigen. Dort werden aber im Moment wohl gerade Daten aus "Vietnam" geklaut. Man arbeitet aber schon an dem Problem. 🇻🇳

Viel nutzen auch "Runtastic". Ist so eine Art "Platzhirschunter den Apps. Gibt aber noch viele andere. Muss man halt wissen ob man so was nutzen möchte 😊. [...]“ (W_T_Ausrüstungsforum Z.72-77)

Sven K. nimmt (auch in anderen Beiträgen unserer Forendiskussion) die Sprecherposition des abgeklärt-ironischen Kommentators ein. Er vermittelt den Eindruck, über die Problematik des Datenteilens gut informiert zu sein und auf Grundlage dessen aktiv beeinflussen zu können, welche seiner Daten gesammelt werden: „Sieh dir auch einfach die Angebote an. Da siehst du auch schnell, was die Apps für ‚Berechtigungen‘ haben wollen.“ (W_T_Ausrüstungsforum Z.80-81). Sven K. ist ein offensiver Selbstdarsteller nicht nur hinsichtlich der von ihm geteilten Daten sondern auch bezüglich seiner Rhetorik. Er spricht sich von der Blöße frei, potentiell sensible Daten (und d.h. schützenswerte Daten, siehe Kapitel 5.4.2) uninformiert preiszugeben und stellt sich somit als cleverer dar als die naive Masse ohne jegliches Problembewusstsein, aber auch als jene, die zwar informiert aber ohnmächtig sind gegenüber den übermächtigen Datensammlern (vgl. Kap.5.4.1). Natürlich wird diese Selbstdarstellung nicht expliziert, sondern ist ein Beispiel für die parakommunikativen Informationen, von denen Miller (1995) spricht. Diese zeigen sich bei Sven K. auch insbesondere in dem häufigen Gebrauch von Anführungszeichen. Auf Nachfrage über unseren Account, ob er denn tatsächlich seine Laufdaten über Facebook teile, antwortet er: „Erst zweimal und auch nur für ‚enge‘ Freunde. Wenn ich mal wieder ‚längsten Lauf ever‘ hatte. Im Grund ist es nur ‚fishing for Compliments‘. 🇻🇳“ (W_T_Ausrüstungsforum Z.112-113). Die Anführungszeichen zeigen an, dass weitere Sinnebenen mitschwingen, die vordergründig nicht gemeint sind, über die Sven K. sich jedoch im Klaren sei und die er bereits durchschaut habe. So relativieren die Anführungszeichen im Zusammenhang

mit „engen“ Freunden, dass diese auf Facebook mitunter hunderte Leute umfassen können, die deshalb nur bedingt als solche bezeichnet werden können. Die Vagheit solcher Markierung kann für diese Form der Imagepflege nur von Vorteil sein, da sie offenlässt wie viel er tatsächlich weiß und dementsprechend die Rezipienten im Dunkeln lässt; es wird sozusagen eine Asymmetrie der Informationen geschaffen. Auf diese Weise gelingt es Sven K. sein Image als informierten und erfahrenen Selbstvermesser und Datenteiler festigen. Obiges Zitat verweist aber auch auf einen zweiten Sachverhalt, nämlich die Konvention sich eben *nicht* als offensiven Selbstdarsteller *darzustellen* (selbst wenn man dies außerhalb von Facebook ist). Dieses schon erwähnte Phänomen, dass Imagepflege, wird sie direkt thematisiert, besonderem Impression Management bedarf zeigt sich auch an den selektiven Selbstdarstellerinnen.

Die selektive Selbstdarstellerin Mit Sina Meier wurde in der Einführung der verschiedenen Typen bereits eine selektive Selbstdarstellerin beschrieben. Sie meint, „alles“ zu posten, das müsse nicht sein. Zugleich teilt sie aber selbst Läufe, auf die sie besonders stolz ist, über Facebook. Dabei betont sie, das habe sie erst zwei Mal gemacht, keinesfalls regelmäßig. Zum einen wird deutlich, dass es sich nicht um ein Verbessern durch Vergleichen handelt – oder eine andere Konstellation des Vergleichen-Verbessern-Motivieren Konzeptes – denn sie postet aus Stolz. Es handelt sich also auch hier um Imagepflege, obgleich Sina Meier versucht, eben dies zu kaschieren. Hier könnte man im Sinne Goffmans (1963) auch vom *Kuvrieren*¹⁹ (Covering, ebd.: 125ff) sprechen; die Interviewerin wird nicht getäuscht (passing, ebd.: 92ff), aber die Imagepflege wird durch den Verweis auf exzessivere Selbstdarsteller in einem positiveren Licht dargestellt, um die Stigmatisierung als Angeber zu vermeiden.

Einleitend wurde zum Konzept der Imagepflege Jan Weis zitiert. Auch er ist der Gruppe selektiver Selbstdarstellerinnen zuzuordnen. Auf die Frage, ob er denn seine Leistungen auf Facebook hochladen würde antwortet er: „Ab und an, also: (??) des sind vielleicht ein zwei Mal im Jahr (lacht)“ (I_Jan Weis Z.223). Auf

¹⁹Der Begriff wurde der deutschen Ausgabe von „Stigma“, übersetzt von Frigga Haug, entnommen (Goffman, E. (1992) [1975]: *Stigma: Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Suhrkamp.).

Nachfrage, wovon es abhinge, ob er poste oder nicht, entgegnet er: „Ha ja wenn mal ne gute Zeit gelaufen ist (MT:Ja?) Dann kann man schon mal Posten, Ja die schlechte- Zeiten postet glaub niemand (lacht)“ (Z.227f). Weitere Nachfragen bringen ihn schließlich dazu, die Praktik des Postens aktiv zu reflektieren: „Posten? Poah [...] warum warum gibt man in so sozialen Medien so viel von sich preis, [...] Irgendwo ist es ja schon dazu da um zu zeigen, wie toll man ist (lacht) (MT:lacht)“ (I_Jan Weis Z.233-236). Auch Jan Weis pflegt hin und wieder sein Image durch das Posten von Lauflleistungen auf Facebook. Wie die oben genannten Informanten betont er, dies nur selten zu tun. Nach mehreren Nachfragen expliziert er, dass er damit zeigen würde wie toll er sei, muss aber zunächst eine ganze Weile darüber nachdenken. Diese Explikation erfolgt ganz ohne Kuvrieren. Einen Hinweis darauf, dass dies als absonderlich empfunden wird, mag sein häufiges Lachen geben, das insbesondere an dieser Interviewstelle auftritt und auch die Interviewerin ansteckt.

Wird Imagepflege – wie in der Interviewsituation – offen thematisiert, scheint in vielen Fällen besonderes Impression Management vonnöten zu sein. Teils wird kuvriert, in den wenigsten Fällen wird Imagepflege explizit als solche benannt. Das zeigt sich auch an Christian Mönk. Er poste nicht seine normalen Trainingseinheiten, sondern nur „die Highlights [wie einen Halbmarathon] auf die ich au trainier, die werden veröffentlicht und dann freu ich mich über jeden, der da dann draufklickt [...] gefällt mir oder da n‘ Kommentar hinterlässt.“ (I_Christian Mönk Z.27-29). Auch hier liegt die Interpretation eines dargestellten Images und der emotionalen Reaktion auf dessen Bestätigung nahe. Allerdings nicht für Christian Mönk selbst: „[A]lso ich m- brauch des jetzt ned um mich selbst irgendwo da, darzustellen, ähm, sondern eben nur für die, für die Freunde damit die sehen weil die kriegen^c ja oft mit wenn ich dann trainier“ (I_Christian Mönk Z.40-42). Wie Sina Meier kuvriert er seine Form der Imagepflege, da er nicht als Selbstdarsteller gelten möchte. Was ist aber das Teilen gerade nur von Highlights anderes als eine *Darstellung* von Erfolgen? Diese werden präsentiert, ganz wie Trophäen *ausgestellt*²⁰ werden, um den Erfolg ihres Besitzers zu *repräsentieren*. Hier zeigt sich auch, weshalb von selektiven Selbstdarstellern gesprochen werden kann. Sie selegieren

²⁰Hier zeigt sich eine Parallele zu Hogans (2010) „Exibitional Approach“, der Daten als Artefakte interpretiert, die als Ausstellungsstücke den Selbstdarsteller repräsentieren.

sorgfältig jene Daten, die sie in einem positiven Licht erscheinen lassen, ein gutes *Bild* von ihnen zeichnen. Solche Selektion ist natürlich insbesondere aufgrund der technischen Möglichkeiten des Projizierens von Bildern aus der Hinterbühne möglich.

Wie bestimmt sich aber, was als positives Image gilt? Nach welchen Kriterien wird selektiert? Zur Beantwortung dieser Fragen lohnt ein Rückverweis auf die Thematisierung von Gesundheitsdiskursen in unserem Material (vgl. Kap.5.3). Gerade in Werbeanzeigen wird immer wieder auf die Trias ‚*Lebe Gesund, halte dich fit und sei schlank*‘ (vgl. ebd.) verwiesen. So wird unterstellt, mit Blick auf die warme Jahreszeit²¹ solle noch schnell eine gute Figur angestrebt werden (vgl. P_Women’s Health_5-15_Anzeige, P_fit for fun_5-15_3_Anzeige, P_Men’s Health_5-15_1_Anzeige, P_Men’s Health_5-15_2_Anzeige). Auch wird auf Abenteuer- und Entdeckergeist verwiesen, einerseits in Textinhalten wie „Make every run an adventure“ (P_fit for fun_5-15_2_Anzeige) oder Bildinhalten, die bspw. einen erschöpften aber sprungbereiten Läufer in der Wildnis (P_Men’s Health_5-15_3_Anzeige) oder einen im Rennen Begriffenen Bergsportler mit *Garmin* Uhr, Outdoorjacke und Allzweckweste samt Wasserflasche zeigen (P_trail_3-15_Anzeige). Zusätzlich wird immer wieder auf Aspekte wie Lifestyle und Design verwiesen: „Alles für den digital lifestyle“ (P_Men’s Health_5-15_1_Anzeige) oder „Performance trifft Design“ (P_trail_3-15_Anzeige). All diese Diskursfragmente verweisen direkt (in Form von Bildern) oder indirekt (in Form textueller Anrufung) auf Images, deren Verkörperung normativer Anspruch der selbstvermessenden Adressaten sein sollte. Die Imagepflege über das Teilen von Leistungen stellt Selbstvermesser als sportliche, körperlich attraktive Individuen dar. Sie profitieren von dem trickle-down Effekt der ikonographisierten Werbedarstellungen. Man reiht sich gleichsam ein in die abenteuer- und risikobereiten Figuren, die hier gezeichnet werden. Gleichzeitig wird so (life-)style dargestellt; das Design von Gadgets wie der *Garmin* Uhr spiegelt sich in der Performance und dem Stil der dargestellten Ikonen und, so die implizite Annahme digitaler Imagepflege, in jenen der Selbstdarstellerin.

²¹Solche Aufhänger sind natürlich durch den Zeitpunkt unserer Diskursanalysen bestimmt, stellen aber ein jährlich wiederkehrendes Phänomen dar.

Soweit wurden die Vermeidung obskur-offensiver Selbstdarstellung einerseits und die Auswahl besonders guter Leistungen in Analogie zu Trophäen als Erklärungen selektiven Datenteilens diskutiert. Bei Jan Weis lässt sich eine weitere Begründung finden. Gefragt, was die Selektivität seines Teilverhaltens bestimme – aus welchen Gründen er manches poste und anderes nicht – erklärt er, „i-ich poste eigentlich eh allgemein nicht so viel und wenn ich jetzt alles von Runtastic hochladen würde, dann wäre bei mir meine ganze Facebookseite nur mit Runtastic voll, weil zwischendrin nichts anderes kommt.“ (I_Jan Weis Z.288-290). Auch hier wird deutlich, dass die Posts die Funktion der Selbstdarstellung erfüllen; sie sollen ein Selbstbild bestätigen, das für Jan Weis verzerrt würde, teilte er häufiger seine Laufergebnisse. Aus diesem Grund ist für ihn offensive Selbstdarstellung auch nichts Anrühiges: „Manche die Posten ja wirklich, die Posten ja jedes Bild, jeden Kommentar was sie gemacht haben und dann wirs so Runtastic auch ned so rausragen“ (I_Jan Weis Z.290-292). Soll Imagepflege für Jan Weis auch zeigen ‚wie toll‘ er sei, so soll doch zumindest ein konvergentes Bild von ihm entstehen. Solche Konvergenz – die Übereinstimmung eines dargestellten Images mit einem Selbstbild – ist wohl auch am besten dazu geeignet Imagepflege als solche nicht wahrzunehmen: Die Daten scheinen dann die Selbstdarstellerin so darzustellen, wie sie tatsächlich ist. Die Pflege eines konvergenten Images lässt sich z.B. bei auch bei dem offensiven Selbstdarsteller Noyam Erdem beobachten, ist also nicht auf selektive Selbstdarsteller beschränkt.

Dieses Kapitel behandelt Motivationen des Datenteilens trotz eines Problembewusstseins für Datensicherheit. Eine letzte Begründung für selektive Imagepflege soll daher nicht unerwähnt bleiben. Körpergröße und Gewicht habe er in *Runtastic* nicht angegeben, so Jan Weis: „Ich geb so ned gern so viel preis von mir, also...(MT:Mhm) Solang ich keinen Nutzen davon hab und seh, des ist jetzt sinnvoll und des bringt mir jetzt auch was“ (I_Jan Weis Z.132f). Hier werden Kosten-Nutzen-Abwägungen (vgl. 5.2) ins Feld geführt; kurz darauf sagt er, „man gibt so viel von sich preis, allein schon in Facebook und so des reicht eigentlich schon (lacht)“ (Z.137f). Hier wird erklärt, weshalb Jan Weis, wie oben gezeigt, „allgemein nicht so viel“ postet. Seine Skepsis gegenüber Datenfreigabe und Datenteilen lässt ihn zurückhaltend auch mit Posts auf Facebook umgehen. Der Nutzen, den er aus seiner selektiven Imagepflege zieht, ist jedoch groß genug, seine Bedenken zu über-

gehen. Das ist aber nicht bei allen unserer Informanten so. Einige nehmen gänzlich Abstand vom (intentionalen) Teilen ihrer Selbstvermessungsdaten. Im Folgenden werden diese abstinenten Selbstdarsteller betrachtet.

Der abstinente Selbstdarsteller Von abstinenten Selbstdarstellern zu sprechen mag im ersten Moment paradox wirken; wie sich selbst darstellen, wenn doch gar nicht darstellt wird? Denkt man jedoch an Goffmans Konzepte, wird schnell klar, dass soziale Wesen sich immer darstellen müssen, zumindest in Köpräsenz mit anderen – oft aber auch wenn sie allein sind (vgl. Goffman 1966: 41). Abstinenz bezieht sich hier also auf digitale Imagepflege und selbst solche Abstinenz muss in der Interviewsituation – wie auch in vielen Alltagssituationen – dargestellt werden.

Andrea Schmidt benutzt für den Radsport einen *Garmin* Tacho zur Aufzeichnung von Puls, zurückgelegten Kilometern und Höhenmetern. Zuvor nutzte sie auch eine *Polar* Uhr zum Joggen. Die Ergebnisse ihrer Radtouren kann sie mittels eines Programms lokal auf ihrem Computer speichern und so den Verlauf ihrer Leistungen über die Zeit visualisieren. Was das Teilen von Daten angeht, ist sie sehr skeptisch:

„also mit diesen ganzen modernen Sachen wie Apps und Smartphones Zeugs und so das is mir n’ bisschen zu heikel muss ich sagen wegen ähm, grad wegen Datenschutz und so Zeug da kann ja eigentlich jeder drauf zugreifen und ich will nich dass jeder weiss was ich trainier wieviel ich trainier und (ML:okay) so, das is irgendwie so mein Privat Eigentum (kichert)“ (I_Andrea Schmidt Z.168-172).

Tatsächlich postet Andrea Schmidt keine Daten und nutzt auch keine Technik, die Daten automatisch an ein Unternehmen weiterleitet, synchronisiert oder auf Servern speichert. Der Tacho funktioniert ganz unabhängig von ihrem Smartphone. Da sie in einem Team fahre, tausche sie sich hingegen schon im Gespräch mit anderen über Puls und Kilometerzahl aus (I_ Andrea Schmidt Z.185-187), einen zu regelmäßigen Vergleich von Leistungen lehne sie aber ab, da hier durch ein Konkurrenzdenken entstehen könne, dass dem Teamgedanken abträglich sei. Auf der anderen Seite bestehe ihr Team ansonsten nur aus Männern, mit denen ein Vergleich wenig Sinn ergebe: „Ja ich hab halt auch kaum Frauen einfach mit denen

ich mich austauschen *kann*.“ (I_Andrea Schmidt Z.254f). Das Teilen von Daten liegt ihr auch fern, „weil, ich halt primär für mich selber fahr ich fahr (ML:mhm) nich für die andern“ (I_Andrea Schmidt Z.248f). Es werden also vielfältige Gründe angeführt, weshalb auf das Teilen von Daten verzichtet wird. Die Datenschutzbedenken, die sich insbesondere auf ihre körperlichen bzw. „medizinischen Daten“ (Z.356) erstrecken, sind jedoch als Hauptgrund ihres abstinenten Darstellungsverhaltens zu werten.

Ähnlich verhält es sich bei Veronika Schwenk, die, wie oben gezeigt, angibt, überhaupt keine Daten (intentional) zu teilen. „[D]ass,alle Facebookfreunde jetzt sehen,wie viel ich jetzt, wie *viel* oder wie schnell ich jetzt gelaufen bin, also, des würd ich jetzt zum Beispiel nich wollen, des isch eher für mich so ne °Übersicht dann °.“ (I_Veronika Schwenk Z.199-201). Auch *Runtastic*-Freunde habe sie nicht: „Also isch eigentlich nur für mich so zur Übersicht. () °Genau °. () Kein Gemeinschaftsgefühl mit @pushen und so@“ (Z.191-193). Die Vermessungspraktiken seien nur für sie persönlich; sie scheint sich als abstinent in Hinblick auf digitale Imagepflege darzustellen. Werden hingegen die technischen Partizipanden mitbetrachtet, zeichnet sich ein anderes Bild: „[D]a kommt dann immer so am Ende der Woche, Super diese Woche sind @Sie so und so viel@ Kilometer gelaufen, also d-, nich für's Ego, aber ich find des halt schon cool [...] ja es isch halt n' guter Überblick, und, motiviert ein' vielleicht bisschen mehr, doch °was zu machen. °(I_Veronika Schwenk Z.81-85). In den Ausführungen zu Vergleichen-Verbessern-Motivieren wurde dies bereits als Beispiel für *Motivieren zum Verbessern* angeführt. Zugleich zeigt sich aber, dass solche Motivation auch durch eine positive Bewertung seitens der App entsteht, die als „cool“ empfunden wird. Dabei gehe es nicht ums Ego, beiläufig lässt sich Veronika Schwenk klarstellen – ob es sich hier um ein Kuvrieren handelt, lässt sich nicht abschließend beantworten. Aus Sicht der Imagepflege handelt es sich hier aber um die Bestätigung eines Selbstbildes (self-image), das positive Gefühle bei dem Selbstvermessenden hervorruft. Insofern wird die Rolle anderer Personen hier ebenso durch ein Artefakt ersetzt, wie dies für menschliche Trainer am Beispiel Noyam Erdems gezeigt wurde. Imagepflege wird in diesem Fall in Interaktion mit dem technischen Partizipanden *Runtastic* betrieben.

Abschließend soll mit Sofia Bogner ein dritter Fall abstinenter Selbstdarstellung beleuchtet werden. Auf die frage, ob sie sich auch auf digitalem Weg mit

anderen über ihre Strecken und Leistungen austausche, antwortet sie: „*Nein* das mach ich nicht. (SP: Ahh.) Weil weil man da gleich hier im Facebook drinnen ist. (SP: Ahh, okay) Diese Geschichten die mach ich gar nicht. Hanna [ihre Tochter] kriegt das auch nicht. Weil ich nicht da das will ich nicht. (energisch)“ (I_Sofia Bogner Z.349-351). Ähnlich wie Andrea Schmidt ist sie sehr skeptisch gegenüber digitalem Datenteilen im Allgemeinen und sozialen Netzwerken wie Facebook und Twitter im Speziellen. Die Speicherung und Weiterverwendung ihrer Daten könne sie ohnehin nicht verhindern: „Ob nu Runkeeper drauf ist, oder mein Spiegel drauf ist, oder mein Rechner drauf is, mein Taschenrechner drauf ist, die Daten werden eh benutzt. Die werden abgehört das wissen wir ja“ (I_Sofia Bogner Z.426-428). Dennoch möchte sie vermeiden durch oben genannte Internetdienste „registriert“ (Z.422) zu werden. Allerdings teilt sie ihre Daten in direkter face-to-face Interaktion mit Freunden und Bekannten: „ner guten Freundin zeig ich das a mal, aber sonst niemanden. [...] Und dann Hanna vielleicht das die reinguckt oder so, die das noch interessieren könnte“ (I_Sofia Bogner Z.376-378). Wie Andrea Schmidt fehlen ihr Kontakte, mit denen sie sich austauschen *könnte*. Eine Ähnlichkeit zu Veronika Schwenk ist hinsichtlich der Imagepflege in Interaktion mit *Runkeeper* ersichtlich: „[I]ch hab des Hä- Handy ja meistens hier am Körper dran [...] und da is- das wird mer dann immer so angezeigt. (SP: okay) Also für mich, persönlich, ich finds klasse“ (I_Sofia Bogner Z.67f). Eine Aussage, die sie aber kurz darauf relativiert:

„Naja, weil Aktivitäten mach ich um meiner selbst willen^c und aber nicht darum um des Aufzuzeigen oder immer wieder vorgeführt zu bekommen, oh Mensch super jetzt haste wieder und jetzt haste wieder, also so, ja des is ja dann auch die die Suchtgefahr daderbei, (SP: Mhm.) die da entstanden is.“ (Z.71-74).

Die Motivation, die aus dem „Aufzeigen“ ihrer Leistungen durch den technischen Partizipanden resultiert, wird von ihr mit einer Suchtgefahr in Verbindung gebracht, die sie auch hinsichtlich des Laufens generell empfindet. Dies korrespondiert mit der Suchtgefahr, die Noyam Erdem durch die Imagepflege im Kontext von Selbstvermessung und in Interaktion mit deren technischen Partizipanden beschreibt.

6.4 Resümee

Das vorliegende Kapitel widmete sich den Motivationen zur Nutzung von Fitness-trackern und dem damit einhergehenden Datenteilen. Das Konzept Convenience beschreibt den leichteren Zugang zu, die Vereinfachung von sowie Erweiterungen der bisherigen Formen der Selbstvermessung und macht damit einen Teil der Attraktivität digitaler Selbstvermessung aus. Dies ist auch auf die leichte Zugänglichkeit von Selbstvermessungs-Apps über Internet und Smartphone zurückzuführen und gilt insbesondere dann, wenn deren Leistungen als kostenlos wahrgenommen werden (vgl. Kap. 5.2). Die Convenience-Aspekte der Tracker können sogar die Praktiken selbst verändern, indem sie beispielsweise flexible Laufstrecken ermöglichen oder auch ohne aktive Beteiligung menschlicher Partizipanden Aktivitäten tracken. Da diese Praktiken ohne Beteiligung der Tracker auch nicht mehr convenient wären, machen sich diese technischen Partizipanden durch ihre Dienste für manche Nutzer unersetzlich. Diese Attraktivität kann als Erklärung für die Datenfreigabe über das Akzeptieren von AGBs und Datenschutzbestimmungen dienen. Zum anderen wird durch die Beteiligung der technischen Partizipanden aber auch das intentionale Teilen von Daten selbst *convenient*. Wo Apps nach jedem Lauf automatisiert das Teilen der gemessenen Leistungen über Facebook ‚vorschlagen‘ und der Vergleich mit anderen in den technischen Strukturen schon angelegt ist, eröffnen sich menschlichen Partizipanden völlig neue Möglichkeiten zum Datenteilen – ohne nennenswerten Mehraufwand. Die Aufzeichnung und übersichtliche Darstellung der digitalen Daten wiederum ermöglicht und vereinfacht auch das Vergleichen, den zentralen Punkt im Konzept „Vergleichen, Verbessern, Motivieren“.

Es wurde gezeigt, dass Vergleichen in unterschiedlichen Formen auftritt. Das Vergleichen mit sich selbst, das Vergleichen mit konkreten anderen und der Vergleich mit einer undefinierten Masse anderer ermöglichen verschiedenste Konstellationen mit den Konzepten des Verbesserns und Motivierens. So vielfältig die Konstellationen der Einzelkonzepte, ihr variables Auftreten bei fast allen unserer Interviewpartner verdeutlicht die Zentralität, die dem Konzept als Motivation des Datenteilens zukommt. Sei es in Form der Datenfreigabe als Zugangsschwelle zu den Praktiken digitaler Selbstvermessung (AGBs und Datenschutzbestimmungen

von Apps), durch das intentionale Teilen mit anderen (in Form von Posts oder im Gespräch mit anderen), durch teilweise automatisierte Angebote der technischen Partizipanden (Vergleich mit früheren Leistungen oder mit einem Aggregat anderer Nutzer) oder schlicht durch das Teilen der Daten mit den technischen Partizipanden (die diese dann auch bewerten können) – auf die ein oder andere Weise werden stets Daten geteilt.

Vollkommen intentional werden Daten auf sozialen Netzwerken geteilt, wie das analytische Konzept der Imagepflege zeigt, welches als Sonderform des Impression Managements (Goffman) gesehen werden kann. Die Möglichkeiten positiver Selbstdarstellung durch die Projektion gründlich ausgewählter ‚Bilder‘ aus der Hinterbühne in die digitale Öffentlichkeit motivieren das Teilen von Daten entgegen etwaiger Bedenken hinsichtlich der Datensicherheit. Anhand unseres Datenmaterials konnten drei Typen von Selbstdarstellern und ihr jeweiliges Verhältnis zur Imagepflege beschrieben werden: Offensive, selektive und abstinente Selbstdarsteller. Im Sinne des Goffman’schen *Gesichtes* sind Images an die Emotionen jener gebunden, auf die sie sich beziehen, und bestätigen im Idealfall das Selbstbild dieser Personen. Positives Feedback auf digital projizierte Images kreiert Motivation hinsichtlich der vermessenen Praktiken und wird somit – ähnlich wie Vergleichen-Verbessern-Motivieren – zum Motivator des Datenteilens. Selektive Selbstdarstellerinnen treffen eine bewusste Auswahl der Daten, die sie zugunsten ihres Images teilen. Häufig sind dies „Highlights“ bzw. besonders gute Leistungen, die mit Trophäen verglichen werden können, welche die Fähigkeiten ihres Besitzers symbolhaft repräsentieren. Dabei soll häufig eben diese Impression – dass Imagepflege betrieben wird – kuvriert werden. Offensive Imagepflege wird mitunter als unangebracht bzw. als Angeberei verstanden und als abgrenzendes Referenzbeispiel verwendet. Zugleich achten offensive wie selektive Selbstdarstellerinnen auf die Pflege möglichst konvergenter Images bezüglich ihres jeweiligen Selbstbildes. Abstinente Selbstdarsteller zeigen oft eine generelle Skepsis gegenüber digitalem Datenteilen, insbesondere wenn Körperdaten als medizinische Daten kategorisiert und damit als besonders schützenswert wahrgenommen werden. Häufig geben sie an, die vermessenen Aktivitäten ‚nur für sich selbst‘ betreiben zu wollen (so auch bei Staiger et al. 2015) und daher den Wettkampfcharakter des Datenteilens ablehnen. Hin-gegen ist eine Bereitschaft zum ‚analogen‘ Teilen digitaler Daten oft vorhanden.

Aufgrund mangelnder Convenience dieser Form des Datenteilens, kann es jedoch an Gelegenheiten mangeln. Schließlich wurde beschrieben, dass Imagepflege im Sinne der Bestätigung eines *self-image* in Interaktion mit technischen Partizipanden betrieben wird. In diesem Zusammenhang werden wiederum Daten mit technischen Partizipanden und (sofern die technischen Möglichkeiten vorhanden sind) mit Unternehmen geteilt. Die hier beschriebenen Typen digitaler Imagepflege motivieren also vielfältige Formen digitalen Datenteilens.

7 Schluss

Der vorliegende Bericht fußt auf den Befunden eines Vorgängerprojektes, das Licht ins Dunkel eines noch kaum bekannten Phänomens brachte. Staiger et al. (2015) haben in Bezug auf Praktiken digitaler Selbstvermessens bereits viele allgemeine Erkenntnisse gewonnen, auf denen wir aufbauen konnten. Ein Teilaspekt dieser Praktiken, das Datenteilen, erschien uns wegen seiner Aktualität besonders interessant. Körperbezogenen und Gesundheitsdaten wird ein großes Potential sowohl auf individueller als auch auf kollektiver Ebene zugesprochen. Nicht nur Krankenkassen, auch staatliche und überstaatliche Instanzen betonen die Chancen aggregierter Patientendaten zur Förderung von Gesundheitspolice und der Gesundheit von Bevölkerungen (vgl. Kap. 5.3). Aber auch auf individueller Ebene hat sich digitale Selbstvermessung und das Teilen der in diesem Rahmen produzierten Daten von dem Nischenphänomen der Quantified-Self Bewegung zu einer Vielzahl breit vertretener Alltagspraktiken entwickelt. Diese Praktiken der Datenproduktion und –Verbreitung sind Grundlage für das Entstehen jener großen Datenaggregate, die gemeinhin als Big Data bezeichnet werden. Wie wir in Kapitel zwei zeigen konnten, besteht reges Forschungsinteresse an dem Phänomen Big Data sowie den hiermit verbundenen sozio-technischen Verschränkungen. Vergleichsweise selten wird hingegen die soziale Konstituierung digitaler Daten betrachtet. An diesem Punkt setzte unser Forschungsprojekt an. In vorliegendem Bericht konnten wir zeigen, wie die Generierung und das Teilen körperbezogener Daten im Alltag unter den Zeichen großer Datenschutzskandale und der massenmedial vermittelten Problematisierung des Umgangs mit Daten funktioniert.

Mit einer Kombination aus Grounded Theory nach Strauss/Corbin (1996) und Situationsanalyse (Clarke 2012) wählten wir eine Forschungslogik, die uns einen sehr offenen und flexiblen Zugang zum Feld ermöglichte. In Verbindung mit einer pragmatistisch-praxeologischen Theorieperspektive konnten wir sowohl Diskurse als auch menschliche und technische Partizipanden in unsere Analysen einbeziehen. Durch iterativ-zyklische Bewegungen zwischen Datengenerierung, Analyse und Theoriekonstruktion (Strübing 2007) war es uns möglich, unsere Forschungsfragen immer weiter zuzuspitzen und die entstehenden theoretischen Konzepte kontinuierlich zu verfeinern. Diese Methodologien und Theorieperspektiven, er-

möglichten es uns, die untersuchten Praktiken von vielen Seiten her zu betrachten. Mit Hilfe von Artefaktanalysen, Diskursanalysen, Interviews, Beobachtungen und Onlinegruppendifkussionen sammelten wir verschiedenartige Daten, die uns aus unterschiedlichsten Perspektiven Zugänge zum beforschten Feld eröffneten (Kap. 3).

War das Teilen von Selbstvermessungsdaten in den von uns untersuchten (Massen-)Medien stets Gegenstand kritischer Betrachtung, überraschte es uns zunächst, dass die meisten Interviewpartner und Forennutzerinnen angaben, keine oder nur selten Daten zu teilen und auch in Print- und Online-Werbung das Teilen nur zweit-rangig behandelt wurde. Im Laufe unserer Analyse konnten wir jedoch herausarbeiten, dass Datenteilen häufig im Hintergrund sowie hinsichtlich der menschlichen Partizipanden oft sehr selektiv abläuft. Diesen Umständen wurden wir mit einer breit angelegten Definition des Datenteilens gerecht, die sich sowohl auf intentionales als auch auf nicht-intentionales, auf manuelles wie automatisiertes Teilen von Selbstvermessungsdaten erstreckt (Kap. 4).

Wie wir anhand unseres Konzepts der Legitimierungsstrategien (Kap. 5) zeigen konnten, sind Selbstvermesser in Bezug auf Datenschutzdiskurse informiert und können dieses Wissen kreativ einsetzen, um sowohl Praktiken des intentionalen Teilens von Selbstvermessungsdaten (z.B. Posts auf Facebook) als auch solche des nicht-intentionalen Teilens (Zustimmung zur Datenfrei- und -Weitergabe) zu rechtfertigen. Es besteht also ein Problembewusstsein hinsichtlich Datenteilen und Datenschutz, das unsere Informantinnen dazu bewegt, diskursiv verfügbares Wissen strategisch einzusetzen, um ihre Praktiken zu entproblematisieren. Dies tun sie, indem sie etwa das Teilen ihrer Selbstvermessungsdaten als Tauschgeschäft gegen einen Service interpretieren, die Praktiken also in eine kapitalistische Handlungslogik einbetten. Eine andere Strategie besteht darin, Daten nach unterschiedlicher Schutzwürdigkeit zu kategorisieren und so den geteilten Selbstvermessungsdaten wichtigere Daten gegenüberzustellen, die von den Praktiken des Teilens ausgenommen sind. Alternativ setzen Selbstvermesserinnen die von ihnen geteilten Daten in Relation zu anderen Fällen von Datenpreisgabe im digitalen Alltag: Im Vergleich erscheint dann die Bedeutung von Selbstvermessungsdaten als verschwindend gering. Generell scheint die Fülle (all-)täglich geteilter Daten so groß, dass die Interviewten auch fatalistische Positionen einnehmen; die verwendeten Argumentati-

onsfiguren konstruieren Datenteilen als problematisch aber alternativlos. Implizit nehmen unsere Informanten zudem immer wieder Bezug auf gesundheitliche Diskurse. Der unhinterfragte normative Anspruch gesund, fit und schlank zu sein, stellt einen Wert in sich dar, der viele Formen der Selbstvermessung erst sinnhaft werden lässt. Diese Diskurse sind auch den Artefakten eingeschrieben, welche sie als technische Partizipanden in die Logiken der Praktiken implementieren. All dies sind Erklärungsmuster, welche die persönliche Partizipation unserer Informantinnen an Praktiken des Datenteilens mit dem diskursiven Wissen über Datenschutz wieder in Einklang bringen sollen. Sie ermöglichen den Nutzerinnen die Rückkehr zur routinisierten Partizipation an Praktiken der digitalen Selbstvermessung und des Teilens der hierbei generierten Daten.

Zur Beantwortung der sich anschließenden Frage, weshalb an potentiell problematischen Praktiken – die der Legitimierung bedürfen – festgehalten wird, erarbeiteten wir drei Konzepte, die eng miteinander verwoben sind und sich als Motivationen des Datenteilens zusammenfassen lassen (Kap. 6). Das Konzept der Convenience beschreibt die Vereinfachung menschlicher Partizipation an Praktiken der Selbstvermessung durch die Beteiligung technischer Artefakte. Die Substitution menschlicher durch technische Handlungsträgerschaft gewährt den Zugang zu Praktiken, im Zuge derer Daten intentional und nicht-intentional geteilt werden. Fitnessstracker führen automatisch Buch über das Training, bereiten es visuell auf und ermöglichen den Vergleich mit anderen. Dies ist zugleich Voraussetzung für die konzeptuelle Trias Vergleichen-Verbessern-Motivieren: Scheinbar objektive Daten über die Körper der Selbstvermesser ermöglichen den Vergleich sowohl mit sich selbst als auch mit konkreten oder undefinierten anderen. Ob nun Motivation für weitere Verbesserungen aufgebracht werden, Verbesserungen die fortgesetzte Partizipation an den vermessenen Praktiken motivieren oder gar eine zirkuläre Perpetuierung des Vergleichen, Verbessern und Motivierens stattfindet, stets ist das Teilen von Selbstvermessungsdaten involviert. Gleiches gilt für die Imagepflege: Als Form der digitalen Repräsentation des Selbst stellt sie die Projektion von positiven ‚Bildern‘ der Selbstvermesserinnen in die digitale Öffentlichkeit dar. Die Motivation zum Datenteilen liegt hier in der Möglichkeit sich in einem guten Licht zu präsentieren ohne sich den von Goffman beschriebenen Gefahren der face-to-face Interaktion auszusetzen. Das Konzept der Imagepflege reiht sich in andere Inter-

pretationen von Goffmans Konzepten interaktiver Selbstdarstellung bezüglich der Nutzung neuer Medien ein (vgl. Hogan 2010). Wie auch bei den Legitimierungsstrategien sind Gesundheits- und Fitnessdiskurse nicht wegzudenkende Grundlage der drei Konzepte: Nur ein angestrebtes Ideal verleiht der Verbesserung der Praktiken einen Sinn und lässt die Beteiligung technischer Partizipanden convenient erscheinen. Es sind solche Idealbilder, die positive Selbstdarstellung im Sinne der Imagepflege erst ermöglichen.

Unsere Erkenntnisse ermöglichen es, sowohl an bestehende wissenschaftliche Diskurse um Selbstvermessung, Datensicherheit und Datenteilen, soziologische Beschreibungen des Verhaltens in Bezug auf Neue Medien etc. anzuknüpfen als auch diese um fruchtbare Konzepte und Interpretationen zu erweitern. Dass Praktiken des Datenteilens, so alltäglich sie auch sein mögen, immer wieder der Legitimierung bedürfen, kann zukünftig helfen Verallgemeinerungen bezüglich unreflektierten Verhaltens von Datenteilern und Social Media Nutzerinnen zu vermeiden. Die von Autoren wie Meise (2015) hervorgehobenen Abwägungen zwischen Schutz der Privatsphäre und dem Wunsch nach sozialer Zugehörigkeit konnten wir sowohl in Hinblick auf Datenkategorisierungen durch Nutzer wie auch bezüglich der Selbstdarstellung durch Datenteilen bestätigen. Allerdings war es uns möglich durch Typenbildung die im Feld existenten Variationen entsprechender Praktiken abzubilden. Auch Harassers (2013) Befunde, dass menschliche Akteure hinsichtlich der in Artefakte eingeschriebenen Nutzungswege teilsouverän handeln, bestätigt sich in unseren praxeologischen Untersuchungen menschlicher und technischer Partizipanden. Der situativen Annahme bzw. Ablehnung solcher Nutzungswege müssen wir jedoch hinzufügen, dass bezüglich des nicht-intentionalen, automatischen Datenteilens Zugangsschwellen zur Partizipation an Selbstvermessungspraktiken beobachtbar sind, welche starke Motivationen zur Datenfreigabe durch Selbstvermessende darstellen.

Die vorliegende Studie wurde von den vielfältigen Anknüpfungspunkten inspiriert, die Staiger et al. (2015) in ihrem Bericht hervorhoben. In der vertieften Betrachtung eines Teilaspektes digitaler Selbstvermessung – dem Datenteilen – konnten wir selbst weitere Perspektiven künftiger Forschungsvorhaben schaffen. Die Autoren unseres Vorgängerprojektes verwiesen darauf, dass Diskursanalysen helfen könnten, ein tieferes Verständnis der Praktiken digitaler Selbstvermessung

zu gewinnen und empfohlen zudem Gruppendiskussionen als weiteren Zugang zum Feld. Beide Vorgehensweisen erwiesen sich für unser Vorgehen als überaus fruchtbar, wobei künftige Forschungsgruppen einen noch stärkeren Focus auf Online-Forendiskussionen legen könnten. Zudem wären Analysen der tatsächlich geteilten Daten auf Onlineplattformen ein vielversprechender Feldzugang, den wir nicht wahrnehmen konnten. Jedes der von uns beschriebenen Teilkonzepte der Legitimierungsstrategien und der Motivationen des Datenteilens bietet sich als Ausgangspunkt vertiefender Untersuchungen an. Die zu Beginn dieses Berichtes aufgeworfene Frage, wie sich das Teilen von Selbstvermessungsdaten im Spannungsfeld zwischen individuellen und kollektiven Vorteilen einerseits und den essentiellen Datenschutzbedenken andererseits realisiert, konnte auf zweifache Weise beantwortet werden. Die Diskurse um Datenschutz und Datensicherheit irritieren die routinisierten Praktiken der Selbstvermessung und des Datenteilens und müssen mit diesen argumentativ wieder in Einklang gebracht werden, damit die Partizipation der Selbstvermesser legitim erscheint. Zugleich wurde gezeigt, dass es spezifischer Konstellationen von menschlichen und technischen Partizipanden und ihrer jeweiligen Diskursbezüge bedarf, um Motivationen zu erzeugen, die groß genug sind, Formen des Datenteilens trotz bestehender Bedenken zu praktizieren. Der in der Einleitung diskutierte Befund von Wagner/Stempfhuber, dass es auf der Nutzerinnenseite „relativ wenig Bewusstsein für das Gefahrenpotential“ (2015: 68) digitaler Medien gebe, muss in Bezug auf Selbstvermessung dahingehend relativiert werden, dass es den Interviewten weniger an Bewusstsein um das Gefahrenpotential des Datenteilens ermangelt, sondern dass vielmehr trotz eines vorhandenen Problembewusstseins Daten geteilt werden. Dies ist den Motivationen des Datenteilens im Rahmen digitaler Selbstvermessung geschuldet, welche die Attraktivität dieser Praktiken begründen, und wird erst unter Zuhilfenahme diverser Legitimierungsstrategien möglich.

Anmerkungen

^a Neben wissenschaftlicher Literatur zitieren wir insbesondere im Rahmen unserer Diskursanalysen auch Medien- und Internetquellen, die in separaten Verzeichnissen aufgeführt sind.

^b Aus Gründen der besseren Nachvollziehbarkeit und möglicher Anschlussforschung zitieren wir aus dem von uns produzierten Datenmaterial. Solche Verweise beginnen mit einem Initial gefolgt von einem Unterstrich. So bezeichnet (I_ ...) Interviews, (P_ ...) Printmedien, (W_ ...) Webinhalte und (W_T_ ...) die Transkripte von Webinhalten, welche Zeilenangaben ermöglichen. Diesen Bezeichnungen folgen weitere Angaben, die ein bestimmtes Stück unseres Datenmaterials bezeichnen. So verweist (I_Christian Mönk Z.40-42) auf die Zeilen 40 bis 42 aus dem Transkript des Interviews mit Christian Mönk. Die Angabe (P_Women's Health_5-15_2_Anzeige) bezieht sich auf die zweite von uns analysierte Werbeanzeige aus der fünften Ausgabe der Zeitschrift Women's Health aus dem Jahr 2015.

^cUrsprüngliches Zitat wurde zur besseren Lesbarkeit verändert

8 Literatur und Quellen

8.1 Literaturverzeichnis

Allen, L. M. (2010). A Critique of Four Grounded Theory Texts. In: *The Qualitative Report*, 15 (6), S.1606-1620.

Ammicht Quinn, R. (2014). Sicherheitsethik. Eine Einführung. In: R. Ammicht-Quinn (Hrsg.), *Sicherheitsethik* (S. 15–47). Wiesbaden: Springer VS.

Belliger, A. & Krieger, D. J. (Hrsg.) (2014). *Gesundheit 2.0. Das ePatienten-Handbuch*. Bielefeld: transcript.

Blohm, I. & Leimeister, J. M. (2013):. Gamification. Gestaltung IT-basierter Zusatzdienstleistungen zur Motivationsunterstützung und Verhaltensänderung. In: *Wirtschaftsinformatik* 55(4), S.275-278.

Boellstorff, T. (2014). Die Konstruktion von Big Data in der Theorie. In R. Reichert (Hrsg.), *Big Data. Analysen zum digitalen Wandel von Wissen, Macht und Ökonomie* (S. 105-131). Bielefeld: Transcript.

Bohnsack, R. (2014). Unbewegte Bilder. Fotografien und Kunstgegenstände. In: N. Baur, & J. Blasius, (Hrsg.), *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung* (S. 867-873). Wiesbaden: Springer VS.

Bohnsack, R. (2001). „Heidi“. Eine exemplarische Bildinterpretation auf der Basis der dokumentarischen Methode. In: R. Bohnsack, I. Nentwig-Gesemann & A. Nohl (Hrsg.), *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung* (S. 347-361). Opladen: Leske und Budrich.

Breckner, R. (2012). Bildwahrnehmung – Bildinterpretation. Segmentanalyse als methodischer Zugang zur Erschließung bildlichen Sinns. In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 37 (2), S.143-164.

Bowker, G. C. & Star, S. L. (2000). *Sorting Things Out: Classification and Its Consequences*. Cambridge, Mass. [u.a.]: MIT Press.

Bundesumweltministerium / Umweltbundesamt (Hrsg.) (2014). *Umweltbewusstsein in Deutschland 2014. Ergebnisse einer repräsentativen Bevölkerungsumfrage*. Nistetal: Silber Druck.

Bühl, A. (2009). Resümee. In: A. Bühl (Hrsg.), *Auf dem Weg zur biomächtigen Gesellschaft? Chancen und Risiken der Gentechnik* (S.497–506). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Callon, M. (1986). Some elements of a sociology of translation: domestication of the scallops and the fishermen of St Brieuc Bay. In: J. Law (Hrsg.), *Power, action and belief: a new sociology of knowledge?* (S. 196-233). London: Routledge.

Clarke, A. E. (2012). *Situationsanalyse. Grounded Theory nach dem Postmodern Turn*. Wiesbaden: Springer VS.

Collins, H. M. & Yearley, S. (1992). Epistemological Chicken. In: A. Pickering (Hrsg.), *Science as Practice and Culture* (S. 301-326). Chicago: University of Chicago Press.

Cubitt, G (1989). Conspiracy myths and conspiracy theories. In: *Journal of the Anthropological Society of Oxford* 20 (1), 12-26.

Cubitt, G: Conspiracy myths and conspiracy theories. In: *Journal of the Anthropological Society of Oxford* 20 (1), S.12-26.

Dewey, J. (1938). *Logic, the Theory of Inquiry*. New York: Holt, Rinehart and Winston.

Dolata, U. & Schrape, J. (2014). App-Economy: Demokratisierung des Software-Marktes? In: *Technikfolgenabschätzung – Theorie und Praxis* 23(2), S.76–80.

Dolata, U. (2015). Volatile Monopole. Konzentration, Konkurrenz und Innovationsstrategien der Internetkonzerne. In: *Berliner Journal für Soziologie* 24 (4), 505–529.

Dollinger, B. (2016). Sicherheit als politische Narration. Risiko-Kommunikation und die Herstellung von Un-/Sicherheit. In: B. Dollinger & H. Schmidt-Semisch (Hrsg.), *Sicherer Alltag? Politiken und Mechanismen der Sicherheitskonstruktion im Alltag* (S. 57–80). Wiesbaden: Springer VS.

Dollinger, B. & Schmidt-Semisch, H. (2016). Sicherheit und Alltag. Einführende Zugänge. In: B. Dollinger & H. Schmidt-Semisch, (Hrsg.), *Sicherer Alltag? Politiken und Mechanismen der Sicherheitskonstruktion im Alltag* (S. 1–26). Wiesbaden: Springer VS.

Duttweiler, S., Gugutzer, R. (2015). Self-Tracking im Sport – mehr als kurzfristige Selbstberuhigung? [Electronic Version]. In: *Forschung Frankfurt 2015* (1), S. 28-33. Verfügbar unter: [Electronic Version] https://www.uni-frankfurt.de/57462629/Gugutzer-Duttweiler_Self-Tracking-im-Sport.pdf [zuletzt aufgerufen am 31.03.2016].

Duttweiler, S., Gugutzer, R., Passoth, J.-H. & Strübing, J. (Hrsg.) (in Druck). *Leben nach Zahlen. Self-Tracking als Optimierungsprojekt?*. Bielefeld: Transcript.

Eberbach, W. H. (2014). Personalisierte Prävention. Wirkungen und Auswirkungen. In: *Medizin Recht* 32 (7), 449–464.

Ehlert, P., Flischikowski, C., Gerloch, T., Hammerl, A., Kasper, B., Klaiber, M., Klose, M., Schleifer, T., Staiger, L., Urbanczyk, M. & Wurst, M. (2015). *Das vermessene Selbst. Praktiken und Diskurse digitaler Selbstvermessung.* /Universitätsbibliothek Tübingen.

- Foucault, M. (1976). *Überwachen und Strafen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1993). *Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit (Band 2)*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Glaser, B. G. (1965). The Constant Comparative Method of Qualitative Analysis. In: *Social Problems* 12 (4), S. 436-445.
- Glaser, B. G. / Strauss, A. L. (1998) [1967]. *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung*. Göttingen: H. Huber.
- Glaser, B. G. & Strauss, A. L. (1967). *The Discovery of Grounded Theory: Strategies for Qualitative Research*. Chicago: Aldine.
- Goffman, E. (1956). *The Presentation of Self in Everyday Life*. University of Edinburgh.
- Goffman, E. (1963): *Stigma. Notes on the Management of Spoiled Identity*. Englewood Cliffs, New Jersey: Prentice-Hall.
- Goffman, E. (1966). *Behavior in Public Places. Notes on the Social Organization of Gatherings*. New York: The Free Press.
- Goffman, E. (1967). *Interaction Ritual. Essays on Face-to-Face Behavior*. New York: Pantheon Books.
- Goffman, E. (1971). *Interaktionsrituale: Über Verhalten in direkter Interaktion*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goffman, E. (1992) [1975].: *Stigma.: Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Hansen, M. (2015). Zukunft von Datenschutz und Privatsphäre in einer mobilen Welt. In: *Datenschutz und Datensicherheit 39 (7)*, S.435–439.

Harrasser, K. (2013). *Körper 2.0. Über die technische Erweiterbarkeit des Menschen*. Bielefeld: transcript.

Haustein, B. H. (2015). Datenschutz jenseits der Papierakte. Systematische Herausforderungen des Datenschutzrechts unter den Bedingungen der Digitalisierung. In: F. Süßenguth (Hrsg.), *Die Gesellschaft der Daten. Über die digitale Transformation der sozialen Ordnung* (S.253–282). Bielefeld: transcript.

Hirschauer, S. (2001). Ethnografisches Schreiben und die Schweigsamkeit des Sozialen. Zu einer Methodologie der Beschreibung/Ethnographic Writing and the Silence of the Social. Towards a Methodology of Description. In: *Zeitschrift für Soziologie 30 (6)*, S.429-451.

Hirschauer, S. (2004). Praktiken und ihre Körper. Über materielle Partizipanden des Tuns. In: K. H. Hörning, & J. Reuter (Hrsg.), *Doing culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*. Bielefeld: transcript.

Hirschauer, S. (2008a). Körper macht Wissen: für eine Somatisierung des Wissensbegriffs. In: KS. Rehberg, Deutsche Gesellschaft für Soziologie (DGS) (Hrsg.), *Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006 (Teilbd. 1 u. 2)* (S. 974-984). Frankfurt am Main: Campus Verlag.

Hirschauer, S. (2008b). Die Empiriegeladenheit von Theorien und der Erfindungsreichtum der Praxis. In: H. Kalthoff, S. Hirschauer, & G. Lindemann (Hrsg.), *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung* (S. 165-187). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Hirschauer, S. (2014). Intersituativität. Teleinteraktionen und Koaktivitäten jen-

seits von Mikro und Makro. In: *Zeitschrift für Soziologie (Sonderheft Interaktion, Organisation und Gesellschaft)*, 109-133.

Hogan, B. (2010). The presentation of self in the age of social media. Distinguishing performances and exhibitions online. In: *Bulletin of Science, Technology & Society* 30 (6), S.377-386.

Joas, H. (1992). *Die Kreativität des Handelns*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Kalthoff, H. (2008). Einleitung. Zur Dialektik von qualitativer Forschung und soziologischer Theoriebildung. In: H. Kalthoff, S. Hirschauer & G. Lindemann (Hrsg.), *Theoretische Empirie* (S. 8-34). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Kasper, B.; Staiger, L. & Urbanczyk, M. (2016). Praktiken und Diskurse digitaler Selbstvermessung. In: J. Wintzer (Hrsg.), *Herausforderungen in der Qualitativen Sozialforschung. Forschungsstrategien von Studierenden für Studierende* (S. 89-97). Berlin: Springer.

Kelle, U. & Kluge, S. (2010): *Vom Einzelfall zum Typus*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Keller, R. (2011). *Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Keller, R. (2013). *Methodologie und Praxis der Wissenssoziologischen Diskursanalyse (Band 1: Interdisziplinäre Perspektiven)*. Wiesbaden: Springer VS. .

Kneer, G. (2009). Akteur-Netzwerk-Theorie. In: G. Kneer & M. Schroer (Hrsg.), *Handbuch Soziologische Theorien* (S. 19-39). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Lankau, R. (2015). Fragen Sie Alexa. Die Entmündigung des Individuums durch die Vermessung der Welt. In: K. Dammer, H. Wehr & T. Vogel (Hrsg.), *Zur Aktua-*

lität der Kritischen Theorie für die Pädagogik (S. 277–297). Wiesbaden: Springer VS.

Latour, B. (1987). *Science in Action. How to follow Scientists and Engineers through Society*. Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press.

Legnaro, A. (2016). Vermesse Dich selbst! Zahlen als Selbstvergewisserung des privaten Lebens. In: B. Dollinger & H. Schmidt-Semisch (Hrsg.), *Sicherer Alltag? Politiken und Mechanismen der Sicherheitskonstruktion im Alltag* (S. 285–302). Wiesbaden: Springer VS.

Lindemann, G. (2015). Die Verschränkung von Leib und Nexistenz. In: Süßen-guth, F. (Hrsg.), *Die Gesellschaft der Daten. Über die digitale Transformation der sozialen Ordnung* (S. 41–66). Bielefeld: transcript.

Mead, H. (1934). *Mind, Self and Society. From the Standpoint of a Social Behaviorist*. Chicago/London: University of Chicago Press.

Miller, H. (1995). The presentation of self in electronic life [Electronic Version]. Goffman on the Internet. In: *Embodied knowledge and virtual space conference 9*. [Electronic Version] Verfügbar unter: <http://www.dourish.com/classes/ics234cw04/miller2.pdf> [zuletzt aufgerufen am: 14.05.2016].

Meise, B. (2015). *Im Spiegel des Sozialen. Zur Konstruktion von Sozialität in Social Network Sites*. Wiesbaden: Springer VS.

Mey, G. & Mruck, K. (Hrsg.) (2010). *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften für Sozialwissenschaften.

OECD (2015). *Health data governance. Privacy, monitoring and research*. Paris: OECD.

- Pörksen, B. & Detel, H. (2012). *Der entfesselte Skandal. das Ende der Kontrolle im digitalen Zeitalter*. Köln: Herbert von Halem Verlag.
- Rammert, W. (2007a). *Die Techniken der Gesellschaft. in Aktion, in Interaktivität und in hybriden Konstellationen* (Technology Studies, Working Papers 4/2007). Technische Universität Berlin.
- Rammert, W. (2007b). Nicht-explizites Wissen in Soziologie und Sozionik. Ein kursorischer Überblick. In: W. Rammert, Technik—Handeln—Wissen. *Zu einer pragmatistischen Technik- und Sozialtheorie* (S.147-166). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften für Sozialwissenschaften.
- Reckwitz, A. (2003). Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. In: *Zeitschrift für Soziologie* 32 (4), 282-301.
- Reckwitz, A. (2008). Praktiken und Diskurse. Eine sozialtheoretische und methodologische Relation. In: H. Kalthoff, S. Hirschauer & G. Lindemann (Hrsg.), *Theoretische Empirie* (S. 188-209). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Reichert, R. (Hrsg.) (2014). *Big Data. Die Gesellschaft als digitale Maschine*. Bielefeld: transcript.
- Richter, M. & Hurrelmann, K. (2015). Die soziologische Perspektive auf Gesundheit und Krankheit. In: K. Hurrelmann & M. Richter (Hrsg.), *Soziologie von Gesundheit und Krankheit. Ein Lehrbuch* (S.1–19). Wiesbaden: Springer VS.
- Rowan, B. & Meyer, J. W. (1977). Institutionalized Organizations. Formal Structure as Myth and Ceremony. In: *American Journal of Sociology* 83 (2), 340-363.
- Samerski, S. & Henkel, A. (2015). Responsibilisierende Entscheidungen. Strategien und Paradoxien des sozialen Umgangs mit probabilistischen Risiken am Beispiel der Medizin. In: *Berliner Journal für Soziologie* 25 (1), 83–110.

Schatzki, T. R. (2001). Practice mind-ed orders. In: T. R. Schatzki, K. Knorr-Cetina & E. von Savigny (Hrsg.), *The practice turn in contemporary theory* (S. 50-63). New York/London: Routledge.

Schneider, U. K. (2016). *Einrichtungsübergreifende elektronische Patientenakten. Zwischen Datenschutz und Gesundheitsschutz*. Wiesbaden: Springer.

Schubert, C. (2014). Gebrauchsgegenstände und technische Artefakte. In: Baur, N., & Blasius, J. (Hrsg.), *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung* (S.899-905). Wiesbaden: Springer VS.

Schubert, H., Joas, H. & Wenzel, H. (2010). *Pragmatismus. Zur Einführung*. Hamburg: Junius.

Schübel, T. (2016). *Grenzen der Medizin. Zur diskursiven Konstruktion medizinischen Wissens über Lebensqualität*. Wiesbaden: Springer VS.

Selke, S. (2014). *Lifelogging. Wie die digitale Selbstvermessung unsere Gesellschaft verändert*. Berlin: Econ.

Stiegler, C. (2015). Digitale Medientheorien. In: C. Stiegler, P. Breitenbach & T. Zorbach (Hrsg.), *New Media Culture: Mediale Phänomene der Netzkultur* (S. 11-28). Bielefeld: transcript.

Strauss, A. L. (1987). *Qualitative analysis for social scientists*. New York: Cambridge University Press.

Strauss, A. L. & Corbin, J. (1996). *Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz-Verlag.

Strübing, J. (in Druck). Where is the Meat/d? Pragmatismus und Praxistheorien als reziprokes Ergänzungsverhältnis. In: Dietz H., Nungesser, F., Pettenkofer, A.

(Hrsg.), *Pragmatismus und Theorien sozialer Praxis: Vom Nutzen einer Theorie-differenz*. Frankfurt/Main, New York: Campus (erscheint im Oktober 2016).

Strübing, J. (2014). *Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung*. Wiesbaden: Springer VS.

Strübing, J. (2008). Pragmatismus als epistemische Praxis. Der Beitrag der Grounded Theory zur Empirie-Theorie-Frage. In: H. Kalthoff (Hrsg.), *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung* (S. 279-311). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Strübing, J. (2007). Research as pragmatic problem-solving. The pragmatist roots of empirically-grounded theorizing. In: A. Bryant & K. Charmaz (Hrsg.), *The Sage Handbook of Grounded Theory* (S. 580-601). London: Sage.

Süssenguth, F. (Hrsg.) (2015). *Die Gesellschaft der Daten. Über die digitale Transformation der sozialen Ordnung*. Bielefeld: transcript.

Süssenguth, F. (2015). Die Organisation des digitalen Wandels. Zur Funktion von Digitalisierungssemantiken in Wirtschaft, Medien und Politik. In: F. Süssenguth (Hrsg.), *Die Gesellschaft der Daten. Über die digitale Transformation der sozialen Ordnung* (S. 93–122). Bielefeld: transcript.

Thomas, W. I. & Thomas, D. S. (1928). The methodology of behavior study. In: Dies., *The Child in America: Behavior Problems and Programs* (S. 553-576). New York: Alfred A. Knopf.

Van Loon, J. (2014). Michel Callon und Bruno Latour. vom naturwissenschaftlichen Wissen zur wissenschaftlichen Praxis. In: D. Lengersdorf & M. Wieser (Hrsg.), *Schlüsselwerke der Science and Technology Studies* (S. 99-110). Wiesbaden: Springer VS.

Wernet, A. (2009). *Einführung in die Interpretationstechnik der Objektiven Hermeneutik*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Wintzer, J. (Hrsg.) (2016). *Herausforderungen in der Qualitativen Sozialforschung. Forschungsstrategien von Studierenden für Studierende*. Berlin/Heidelberg: Springer Spektrum.

Wirtz, M. (2010). „Fit statt fett“ und „in Form“. Ein kritischer Blick auf aktuelle Programme zur Bevölkerungsgesundheit. In: *Sozial Extra 34 (4)*, 46–49.

Wrana, D. (2012). Diesseits von Diskursen und Praktiken. Methodologische Bemerkungen zu einem Verhältnis. In: B. Friebertshäuser, H. Kelle, H. Boller, S. Bollig, C. Huf, A. Langer, M. Ott, & S. Richter (Hrsg.), *Feld und Theorie. Herausforderungen erziehungswissenschaftlicher Ethnografie*. (S. 185-200). Berlin/Toronto/Opladen: Budrich.

Zurstiege, G. (2015). *Medien und Werbung*. Wiesbaden: Springer VS.

8.2 Medienquellen

Amann, S. (2015). *Freundliche Ignoranz* [Electronic Version]. In: Der Spiegel, Nr. 43/2015. Verfügbar unter: <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-139341917.html> [zuletzt aufgerufen am 02.06.2016].

Bethge, P. (2012). *Der überwachte Körper* [Electronic Version]. In: Der Spiegel, Nr. 17/2012. Verfügbar unter: <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-85157615.html> [zuletzt aufgerufen am 27.04.2016].

Brühl, J. (2015). *Miss mich!* Süddeutsche Zeitung vom 15.04.2015.

Gropp, M. (2015). *Der vermessene Patient – Das Geschäft mit den Gesundheits-*

daten nimmt immer mehr Fahrt auf. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 29.06.2015, S. 22.

Häntzschel, J. (2015). *Pock-pock, da-da, t-t und br-r-r-R* [Electronic Version]. In: Süddeutsche Zeitung vom 06.05.2015. Verfügbar unter: <http://www.sueddeutsche.de/digital/apple-watch-pock-pock-da-da-t-t-und-br-r-r-r-1.2465824> [zuletzt aufgerufen am 27.04.2016].

Hauser, U. (2015). *Wir werden vermessen.* In: Die Zeit Nr. 7./2015, S. 19-21.

Kurz, C. (2014). *Zeig mir, wer du bist und wie es dir geht* [Electronic Version]. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 19.04.2014. Verfügbar unter: <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/aus-dem-maschinenraum/constanze-kurz-ueber-biometrische-erkennung-2-0-12901659.html> [zuletzt aufgerufen am 27.04.2016].

Rosenbach, M., Schmergal, C., Schmundt, H. (2015). *Digitalisierung. Das Geschäft mit den Gesundheitsdaten – was IT-Konzerne, Versicherungen und Pharmariesen alles über unseren Körper wissen wollen* [Electronic Version]. Der Spiegel, 50/2015. Verfügbar unter: <https://magazin.spiegel.de/SP/2015/50/140273569/index.html> [zuletzt aufgerufen am 27.04.2016].

Reißmann, O. (2015). *Mein Daten-Ich* [Electronic Version]. KulturSPIEGEL 4/2015. Verfügbar unter: <http://www.spiegel.de/spiegel/kulturspiegel/d-132762811.html> [zuletzt aufgerufen am 14.05.2016].

Spiegel (2015). Titelseite. In: Der Spiegel Nr, 50/2015.

Schmundt, H. (2013). *Um die Welt schlafen* [Electronic Version]. In: Der Spiegel. Nr. 19/2013. Verfügbar unter: <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-94139388.html> [zuletzt aufgerufen am 02.06.2015].

Süddeutsche Zeitung (2015). *Doktor aus dem Netz.* In: Süddeutsche Zeitung vom 13.01.2015.

Willmroth, Jan (2014). *Regieraum des Lebens* [Electronic Version]. In: Süddeutsche Zeitung vom 23.07.2014. Verfügbar unter: <http://www.sueddeutsche.de/digital/quantified-self-regieraum-des-lebens-1.2058004> [zuletzt aufgerufen am 27.04.2016].

8.3 Internetquellen

Birnbaum, R., Sauerbrey, A. & Woratschka, R. (2014). *Versicherung will Lebensweise der Kunden kennen*. Verfügbar unter: <http://www.tagesspiegel.de/weltspiegel/fitnessdaten-fuer-general-versicherung-will-lebensweise-der-kunden-kennen/11016828.html> [zuletzt aufgerufen am 08.03.2016].

Brühl, J. (2015). *Digitale Selbstoptimierung. Wenn Fitnessstudios anfangen zu denken*. Verfügbar unter: <http://www.sueddeutsche.de/digital/fitnessindustrie-mit-digitaler-selbstvermessung-zum-perfekten-koerper-1.2434820> [zuletzt aufgerufen am 27.04.2016]

Brüggen-Freye, C. (2014). *Kassen nutzen Fitness-Apps zur Datensammlung*. Verfügbar unter: <http://www.welt.de/wirtschaft/webwelt/article128208548/Kassen-nutzen-Fitness-Apps-zur-Datensammlung.html> [zuletzt aufgerufen am 27.04.2016]

Djordjevic, V. & Otto, P. (o.J.). *Mein digitales Leben. Rechtliches kurz erklärt*. Verfügbar unter: https://irights.info/wp-content/uploads/userfiles/Mein_digitales_Leben_Rechtliches_kurz_erklaert.pdf [zuletzt aufgerufen am 31.03.2016]

Dohnt, C. (o.J.). *Quantified Self. Fitness, Vermessung und technologisierte Selbstverhältnisse*. Verfügbar unter: <http://www.ego.sozioologie.uni-muenchen.de/teilprojekte/teilprojekt6/index.html> [zuletzt aufgerufen am 31.03.2016].

Europäische Kommission (2014). *Mobile Gesundheitsversorgung. Potenzial der Mobile-Health-Dienste soll erschlossen werden*. Verfügbar unter: http://europa.eu/rapid/press-release_IP-14-394_de.htm [zuletzt aufgerufen am 14.05.2016].

Fröhlich, G., Kofahl, D., Krell, F., Spengler, B. & Zillien, N. (o.J.). *Digitale Selbstvermessung*. Verfügbar unter: <https://www.uni-trier.de/index.php?id=54477> [zuletzt aufgerufen am 31.03.2016].

Goodson, S. (2012). *If You're Not Paying, You Become The Product*. Verfügbar unter: <http://www.forbes.com/sites/marketshare/2012/03/05/if-youre-not-paying-for-it-you-become-the-product/#17a5bb3ab445> [zuletzt aufgerufen am 23.03.2016].

Gröger, A.-C. (2014). *Generali erfindet den elektronischen Patienten*. Verfügbar unter: <http://www.sueddeutsche.de/geld/neues-krankenversicherungsmodell-generalierfindet-den-elektronischen-patienten-1.2229667> [zuletzt aufgerufen am 27.04.2016].

Kaulen, H. (2015). *Gesundheits-Apps. An der Grenze zu Wellness*. Verfügbar unter: <http://www.faz.net/aktuell/wissen/medizin-ernaehrung/gesundheits-apps-an-der-grenze-zu-wellness-13445887.html> [zuletzt aufgerufen am 27.04.2016].

Kappler, K. & Noji, E. (2016). *Forschungsprojekt „Taxonomien des Selbst. Zur Genese und Verbreitung kalkulativer Praktiken der Selbstinspektion.“* Verfügbar unter: <https://www.fernuni-hagen.de/soziologie/lg2/forschung.shtml> [zuletzt aufgerufen am 31.03.2016].

Müller-Jung, J. (2015). *Personalisierte Medizin. Auf molekularer Tuchfühlung mit dem Patienten*. Verfügbar unter: <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/forschung-und-lehre/personalisierte-medizin-auf-molekularer-tuchfuehlung-mit-dem-patienten-13432683.html> [zuletzt aufgerufen am 27.04.2016].

Paaßen, Georg (2015). *Und sie kommt doch, die eGK*. Verfügbar unter: <http://www.pflegestufe.info/rss/2012-i/2012-01-11.html> [zuletzt aufgerufen am 01.04.2016].

Runtastic Inc. (2016). *Privacy Policy*. Verfügbar unter: <https://www.runtastic.com/en/privacy-policy> [zuletzt aufgerufen am 08.03.2016].

Spehr, M. (2015). *Gesundheitsdaten in der Cloud. Fitness-Falle Smartphone*. Verfügbar unter: <http://www.faz.net/aktuell/technik-motor/umwelt-technik/gesundheitsdaten-in-der-cloud-die-fitness-falle-13390065.html> [zuletzt aufgerufen am 27.04.2016].

Techniker Krankenkasse (2015). *TK-DiabetesTagebuch*. Verfügbar unter: <https://www.tk.de/tk/tk/tk-apps/tk-diabetestagebuch/660516> [zuletzt aufgerufen am 27.04.2016].

Voigt, C. (2015). *Big Data und Emotionserkennung. Die gläserne Seele*. Verfügbar unter: <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/big-data-und-die-emotionserkennung-in-gesichtern-13439706.html> [zuletzt aufgerufen am 27.04.2016].

YouGov.de Team (2015). *Wartezimmer ade? Jeder Sechste glaubt, Gesundheits-Apps können Arztbesuch ersetzen*. Verfügbar unter: <https://yougov.de/news/2015/08/06/wartezimmer-ade/> [zuletzt aufgerufen am 31.03.2016].

9 Anhang

9.1 Interviewleitfäden

9.1.1 Interviewleitfaden für NutzerInnen von Fitnessstudios

Also, zuerst einmal Danke, dass du dir Zeit für ein Gespräch genommen hast. Unser Forschungsprojekt ist ein Teil unseres Soziologiestudiums. Wie du ja vielleicht schon weißt, wollen wir uns mit dir über dein Training unterhalten. Kannst du zu Beginn einfach mal erzählen, wie so ein Besuch im Fitnessstudio abläuft? Wie war das zum Beispiel bei deinem letzten Besuch? Einstieg

- Welche Übungen machst du wenn du im Studio bist?
- Welche Rolle spielt es für dich, Sport mit anderen zu machen?
- Wie sieht es mit Freunden und Bekannten im Fitnessstudio aus?

Motivation

Es gibt ja viele verschiedene Arten Sport zu machen. Wie ist es denn eigentlich dazu gekommen, dass du ins Fitnessstudio gehst?

- Wenn du jetzt an deinen nächsten Besuch im Fitnessstudio denkst, worauf freust du dich dann am meisten?
- Was ist da eigentlich deine Motivation wenn du trainieren gehst?
- Was gibt es denn in deinem Fitnessstudio so für Möglichkeiten? Welche Angebote deines Fitnessstudios nimmst du wahr?

Unter so einem allgemeinen Begriff wie Fitness kann ja jeder und jede etwas ganz anderes verstehen. Was heißt für dich denn Fitness?

- Inwiefern ist es dir wichtig fit zu sein?
- Wie würdest du deine Fitness beschreiben?

Es gibt ja ganz verschiedene Gründe, warum Leute ins Fitnessstudio gehen. Wie wichtig ist es dir, besser zu werden?

- Welche Bedeutung hat es für dich, bei deinen Übungen einen Fortschritt festzustellen?
- Was machst du, wenn das Training mal nicht so gut läuft, bzw. stagniert oder du sogar Rückschritte machst?

Wie wichtig ist es dir, dich mit anderen über das Training zu unterhalten?

- Vergleichst du dich auch mit anderen?
- Inwieweit orientierst du dich an einem Trainingsplan?
- Inwiefern unterstützt dich das Personal/ Bekannte/ Freunde beim Training?

Selbstvermessung/Datenproduktion

Wie wichtig ist es dir, ein Feedback über dein Training zu bekommen?

- Welche Rolle spielt es für dich wie die Geräte deine Leistungen darstellen? Spielt es für dich eine Rolle, ob Trainingsgeräte anzeigen, welche Leistung du erbringst?
- Was hältst du von den Werten, die die Trainingsgeräte anzeigen?
- Inwiefern ist dir Feedback von anderen Personen im Fitnessstudio wichtig?
 - Welche Art von Feedback bekommst du?
 - Welche Art von Feedback würdest du dir wünschen?

Hältst du deinen Trainingsstand in irgendeiner Form fest? Auf welche Weise machst du das?

- Wie merkst du dir deinen Trainingsstand?
- Inwiefern hältst du deine Leistungen auch schriftlich fest?
- Inwiefern speicherst du deine Leistungen in digitaler Form?
- Welche Möglichkeiten bietet das Studio, deine Leistungen festzuhalten?

- Inwieweit können die verwendeten Geräte Daten über dein Training festhalten?
- Inwiefern hilft dir eine Übersicht über deine Fortschritte oder auch Rückschritte beim Training?

Es gibt ja heutzutage viele Möglichkeiten Informationen über den eigenen Körper zu bekommen, wie zum Beispiel sich zu wiegen, Puls messen und so etwas. Was machst du denn davon?

Daten Teilen

Was machst du denn mit solchen Werten? Also über deinen Trainingsstand, deinen Körper und so. Kannst du da noch etwas zu erzählen?

- Welche Rolle spielen solche Werte, wenn du dich mit anderen vergleichst?
- Auf welchen Wegen lässt du andere an diesen Werten teilhaben?
- Inwieweit nutzt du Angebote, diese Werte online zu teilen?
- Inwiefern nutzt du Möglichkeiten deine Leistungen auswerten zu lassen?
- Gibst du deine Trainingswerte auch an das Fitnessstudio weiter?
 - Weißt du inwiefern das Studio solche Werte weiterverwendet?

Welche Rolle spielt es für dich, wer diese Leistungen sehen kann?

- Aus welchen Gründen teilst du deine Leistungen (nicht)?
- Welche Rolle spielt für dich dabei der Schutz deiner Daten?
- Welche Datenschutzeinstellungen nimmst du vor, wenn du Onlinedienste nutzt?

9.1.2 Interviewleitfaden für Personal von Fitnessstudios

Aufgaben

Was für Aufgaben hast du denn im Einzelnen im Fitnessstudio zu erledigen?

Auf welche Weise hilfst du den Leuten beim Trainieren?

- Wie funktioniert denn die Arbeit mit den Leuten, wie erstellst du zum Beispiel Trainingspläne?
- Wie eng arbeitest du mit den Leuten zusammen; sprecht ihr zum Beispiel regelmäßig das Training durch?

Wie läuft das ab, wenn du neue Mitglieder ins Studio einführst?

- Welche Informationen benötigt ihr von den Leuten, wenn sie sich als Mitglieder anmelden?
- Was macht ihr, wenn jemand die Informationen nicht angeben will? Hattet ihr schonmal so einen Fall?

Ziele/ Motivation

Sagen die Leute auch weshalb sie ins Fitnessstudio gehen? [-] Was gibt es da für Gründe?

- Inwieweit bringen die Leute auch ganz konkrete Vorstellungen mit, was sie trainieren wollen?
- Was meinst du, welche Rolle spielt es für die Leute gemeinsam mit anderen zu trainieren?
 - Inwieweit werden Kursangebote genutzt?
 - Was ist dein Eindruck: warum gehen die Leute in die Kurse?

Inwieweit ist es den Leuten wichtig besser zu werden? Spielt das eine große Rolle?

- Was für eine Rolle spielt es für die Leute sich mit anderen zu vergleichen? Wie siehst du das, was bekommst du da mit?

- Inwiefern stellt das Fitnessstudio auch Möglichkeiten zum Vergleichen bereit?

Aufzeichnen

Wenn die Leute im Studio trainieren, halten sie dann ihre Fortschritte in irgendeiner Art fest? Was gibt es da für Möglichkeiten?

- Inwiefern gibt es da auch Angebote vom Fitnessstudio; welche Unterstützung bekommen die Leute dabei ihre Fortschritte festzuhalten?
- Inwieweit können die Trainingsgeräte so Dinge messen wie Puls, Geschwindigkeit und so?
- Und was kann man dann mit diesen Werten eigentlich machen?
- Inwiefern können Leistungen in digitaler Form abgespeichert werden?
- Können die Leute ihre Leistungen in irgendeiner Art schriftlich festhalten und hier aufbewahren? Wie läuft das dann genau ab?

Daten Teilen

Was machen die Mitglieder denn dann mit den Leistungen, die sie aufgezeichnet haben? Was bekommst du denn da so mit?

- Welche Möglichkeiten werden da vom Fitnessstudio aus angeboten?
- Inwieweit werden auch mobile Apps oder Programme genutzt, um die Daten auszuwerten? Hast du da schon mal was mitbekommen?
- Inwiefern werden solche Werte auch genutzt, um sich mit anderen zu vergleichen?

Inwiefern ist das online Teilen von Leistungen ein Thema im Fitnessstudio?

Umgang mit Daten

Arbeitet das Fitnessstudio auch mit den Werten, die von Mitgliedern aufgezeichnet werden? Was wird damit gemacht?

Was ist denn mit den Angaben, die neue Mitglieder machen, wenn sie im Fitnessstudio anfangen? Wozu werden die verwendet?

Wie bist du eigentlich zur Fitness gekommen? Was hat dich dazu bewegt?

- Was heißt eigentlich Fitness für dich jetzt genau?
- Was bedeutet Fitness für deine Arbeit?
- Inwiefern findest du es eine wichtige Sache, fit zu sein?

Wie handhabst du das persönlich mit deinen Fitnesswerten bzw. mit deinem Fortschritt im Training?

- Wie ist das bei dir? Worauf arbeitest du hin? Weshalb trainierst du?
- Wie machst du das im Training? Wie merkst du, ob du dich verbessert hast?
- Wie sieht es denn bei dir mit einem Trainingsplan aus?
- Auf welche Weise hältst du deine Fortschritte fest?
- Nutzt du Fitness-Apps oder ähnliche Angebote? Wie läuft das bei dir ab?

9.1.3 Interviewleitfaden für Selbstvermessende

Einstieg

Wie wir ja schon besprochen haben, geht es in unserem Projekt um verschiedene Möglichkeiten körperliche Aktivitäten aufzuzeichnen. Das ist ja zum Teil weit verbreitet, zum Beispiel wiegen sich viele Leute regelmäßig oder messen ihren Puls während sie Sport machen. Können Sie zu Beginn einfach mal erzählen, was Sie da so machen?

- Wie ist es eigentlich dazu gekommen, dass Sie damit angefangen haben ?
- Können Sie uns einen Überblick geben, welche Geräte sie im Laufe der Zeit bereits ausprobiert haben?
- Was hat Sie an den Geräten mit denen Sie nichts anfangen konnten gestört?

- Welche sportliche Aktivitäten messen Sie? In Welchen anderen Bereichen nehmen Sie entsprechende Angebote wahr?

Praktiken des Selbstvermessens

Wie fügen sich die Geräte und ihre Ergebnisse in Ihren Alltag ein?

- Wie oft rufen Sie die Ergebnisse ab?
- Wie verändern die Geräte Ihre (sportlichen) Aktivitäten?

Es gibt ja ganz verschiedene Gründe, warum Leute solche Apps und Geräte verwenden. Welche Ziele haben Sie?

- Inwiefern ist es Ihnen wichtig fit/ sportlich/ gesund zu sein?
- Wie würden Sie Ihre Fitness/ Sportlichkeit/ Gesundheit beschreiben?
- Wie wichtig ist es Ihnen, besser zu werden?
- Welche Bedeutung hat es für Sie, bei Ihren Übungen einen Fortschritt festzustellen?
- Was machen Sie, wenn das Training mal nicht so gut läuft, bzw. stagniert oder Sie sogar Rückschritte machen?

Daten Teilen

Benutzen Freunde oder Bekannte ähnliche Anwendungen oder sind Sie in einer Community angemeldet?

- Wie tauschen Sie sich darüber aus?
- Welche Rolle spielt es für Sie sich mit anderen über diese Ergebnisse auszutauschen?
- Vergleichen Sie sich auch mit anderen? Welche Rolle spielen solche Werte, wenn Sie sich mit anderen vergleichen?

Was machen Sie denn mit solchen Werten? Also über Ihren Trainingsstand, Ihren Körper und so. Können Sie da noch etwas zu erzählen?

- Auf welchen Wegen lassen Sie andere an diesen Werten teilhaben?
- Inwieweit nutzen Sie Angebote, diese Werte online zu teilen (z.B. Facebook)?
- Inwiefern nutzen Sie Möglichkeiten Ihre Leistungen auswerten zu lassen?

Welche Rolle spielt es für Sie, wer diese Leistungen sehen kann?

- Aus welchen Gründen teilen Sie Ihre Leistungen (nicht)?
- Welche Rolle spielt für Sie dabei der Schutz Ihrer Daten?
- Welche Datenschutzeinstellungen nehmen Sie vor, wenn Sie Onlinedienste nutzen?
- Wie wichtig ist es Ihnen, was in den AGBs steht und welche Datenschutzrichtlinien eine App oder ein Hersteller hat?
- Welche Rolle spielt es für Sie, wie Ihre Daten von der App oder dem Hersteller weiterverwendet werden?

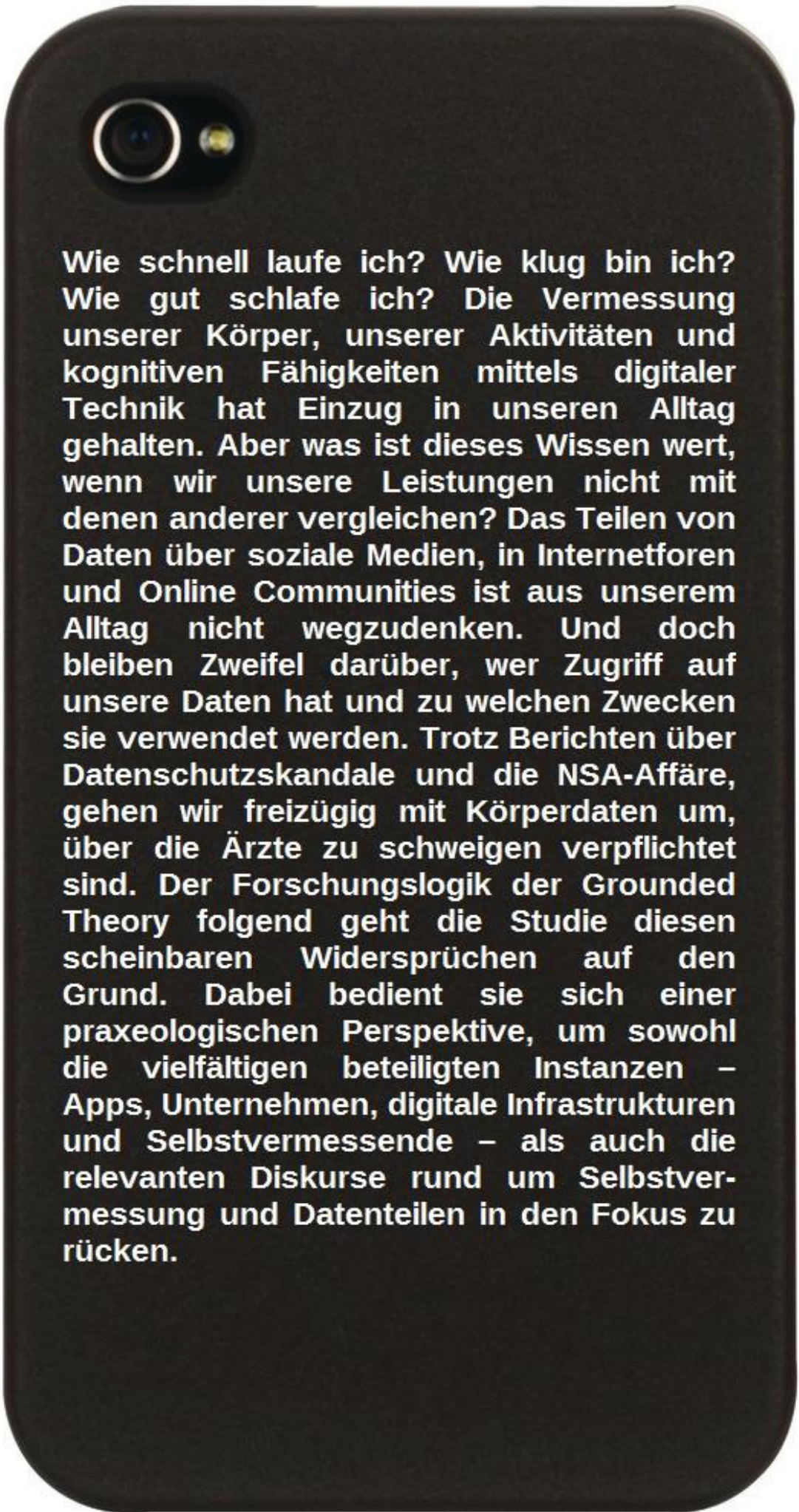
9.2 Transkriptionsregeln

Endintonationen:	
?	hoch steigend
,	mittel steigend/ schwebend
.	tief abfallend
Sonstiges:	
(1),(2),(3)	Pausen in Sekundenlänge
()	Pausen, kürzer als 1Sek, aber dennoch den Sprachfluss unterbrechend
-	Wort- oder Satzabbruch
(Papier raschelt)	außersprachliche Handlungen, Ereignisse, Störungen
(?soziale Konstruktion?)	unverständlicher Redebeitrag mit vermuteter Bedeutung
(??)	unverständlicher Redebeitrag
<i>mhm</i>	Bejahung
M-m	Verneinung
<i>ganz besonders</i>	Betonung (kursiv gesetzt)
<u>dass wir das dann</u>	parallele Sprechakte
@lustig@	Wort im Lachen ausgesprochen
°ich glaube°	Sehr leise gesprochen
schre:cklich	Dehnung im Wort

Danksagung

Neben den genannten AutorInnen gibt es zahlreiche andere Menschen, ohne die dieser Bericht niemals geschrieben worden wäre. Ganz besonderer Dank gilt unserem Projekt(beg)leiter Jörg Strübing, der uns in fachlicher wie organisatorischer Hinsicht vielfach unterstützt und uns – als angehende SoziologInnen wie auch als Studierende – so manches beigebracht hat. Ebenso danken wir unserer Tutorin Beate Kasper, an die wir uns jederzeit mit unseren Fragen und Problemen wenden konnten. Mit ihrem hilfreichen Feedback zu unseren Texten hat sie maßgeblich zum Bericht in seiner endgültigen Fassung beigetragen. Ohne unsere zahlreichen InterviewpartnerInnen wäre eine Studie wie diese nicht realisierbar gewesen, weshalb wir uns für ihre Zeit und ihre Bereitschaft bedanken möchten, an unserem Projekt mitzuwirken. Ferner danken wir unseren unzähligen FreundInnen, KommilitonInnen, PartnerInnen und Bekannten für die unterschiedlichsten Hinweise, Anregungen und Unterstützungen.

Mehr als 18 Monate sind vergangen, seit eine Gruppe einander größtenteils unbekannter Masterstudierender dieses Projekt mit zunächst vagen Vorstellungen in Angriff nahm. Wir bedanken uns bei allen Verantwortlichen der Universität Tübingen für die Möglichkeit, ein Lehrforschungsprojekt über einen solchen Zeitraum durchführen und unsere Kenntnisse damit praktisch anwenden und erweitern zu können. Wir alle sind daran – fachlich wie menschlich – gewachsen.



Wie schnell laufe ich? Wie klug bin ich? Wie gut schlafe ich? Die Vermessung unserer Körper, unserer Aktivitäten und kognitiven Fähigkeiten mittels digitaler Technik hat Einzug in unseren Alltag gehalten. Aber was ist dieses Wissen wert, wenn wir unsere Leistungen nicht mit denen anderer vergleichen? Das Teilen von Daten über soziale Medien, in Internetforen und Online Communities ist aus unserem Alltag nicht wegzudenken. Und doch bleiben Zweifel darüber, wer Zugriff auf unsere Daten hat und zu welchen Zwecken sie verwendet werden. Trotz Berichten über Datenschutzskandale und die NSA-Affäre, gehen wir freizügig mit Körperdaten um, über die Ärzte zu schweigen verpflichtet sind. Der Forschungslogik der Grounded Theory folgend geht die Studie diesen scheinbaren Widersprüchen auf den Grund. Dabei bedient sie sich einer praxeologischen Perspektive, um sowohl die vielfältigen beteiligten Instanzen – Apps, Unternehmen, digitale Infrastrukturen und Selbstvermessende – als auch die relevanten Diskurse rund um Selbstvermessung und Datenteilen in den Fokus zu rücken.